Schriften zur Seelenkunde und Erziehungskunst
Herausgegeben von Dr. O. Pfister, Pfarrer, Zürich
Prof. Dr. Bovet, Genf
Prof. Dr. Claparède, Genf
unter Mitwirkung von:
Dr. med. E. Oberholzer, Zürich
Prof. Dr. Schneider, Riga

V.

HANS ZULLIGER

*

PSYCHANALYTISCHE ERFAHRUNGEN AUS DER VOLKSSCHULPRAXIS



Ernst Bircher Verlag Bern-Leipzig



ZULLIGER: PSYCHANALYTISCHE ERFAHRUNGEN AUS DER VOLKSSCHULPRAXIS

SCHRIFTEN ZUR SEELENKUNDE UND ERZIEHUNGSKUNST

herausgegeben von

Dr. Oskar Pfister, Pfarrer in Zürich

in Gemeinschaft mit

Professor Dr. Pierre Bovet, am Institut J. J. Rousseau in Genf -:- Professor Dr. Edouard Claparède in Genf -:- Dr. med. Emil Oberholzer in Zürich
Professor Dr. E. Schneider in Riga

Heft V



ERNST BIRCHER VERLAG IN BERN UND LEIPZIG

Psychanalytische Erfahrungen aus der Volksschulpraxis

Von

HANS ZULLIGER



ERNST BIRCHER VERLAG IN BERN UND LEIPZIG







Druck der Polygraphischen Gesellschaft Laupen-Bern

Inhalt:

Die vorliegende Sammlung verdankt ihre Entstehung der Absicht, gesicherte und fruchtbare Ergebnisse der modernen Forschung über das unbewusste Seelenleben dem Volke zugänglich zu machen. Was in gelehrten Werken, Büchern und Zeitschriften bereits niedergelegt ist, soll in möglichst allgemein verständlicher Sprache in dieser Serie dargetan werden, wobei auch neue Erfahrungen und Erkenntnisse zur Mitteilung gelangen. Wir sind der Ansicht, dass nicht nur alle Geisteswissenschaften, sondern auch die verschiedensten Gebiete des täglichen Lebens der durch Sigmund Freud geschaffenen psychanalytischen Methode, die so viel bewundert und gepriesen, so viel aber auch verkannt und verleumdet wird, dringend bedürfen, um aus der herrschenden Not erlöst zu werden. Ohne eine Methode, die in die unbewussten Tiefen des schaffenden Geistes eindringt, können wir viele der tiefsten und wichtigsten Rätsel des Menschengeistes nicht lösen und stehen sowohl in der Erziehung, als in manchen entscheidenden Lebensproblemen, vor die der Erwachsene immer wieder gedrängt wird, rat- und hilflos da, während die Psychanalyse, allerdings nur die richtig verstandene und geübte Psychanalyse, uns ein weites Reich des Erkennens und Wirkens erschliesst.

Die Herausgeber dieser Schriften sind Männer der Wissenschaft und Praxis. Dr. Pierre Bovet ist ordentlicher Professor der Experimentalpsychologie und experimentellen Pädagogik und Leiter des Instituts J. J. Rousseau, bekanntlich

einer Art Hochschule für pädagogische Methoden. Dr. Eduard Claparède hat sich als Kinderpsychologe in Frankreich und Deutschland einen angesehenen Namen gemacht; er wirkt gleichfalls als ordentlicher Professor in Genf und steht als Arzt einer neuro-pädagogischen Poliklinik für Kinder vor. Dr. Ernst Schneider war Leiter des Oberseminars in Bern und lehrt heute Kinderpsychologie an der Universität Riga. In der Analyse Jugendlicher hat er sich eine reiche Erfahrung erworben. Dr. Emil Oberholzer, Arzt für Nerven- und Gemütskrankheiten und Mitredaktor der von Freud herausgegebenen Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse, wirkt als psychiatrischer Berater und Sachverständiger an der Sammlung mit. Mich selbst brauche ich dem Leser nicht vorzustellen.

Möge aus unseren Schriften ein reicher Segen für das Volk innerhalb und ausserhalb unserer Landesgrenzen hervorgehen!

Zürich.

Dr. O. Pfister, Pfarrer.

Anmerkung des Verfassers.

Namen und Oertlichkeiten sind in dem Buche absichtlich verändert: es ist mir um Sachen zu tun. Ich will niemand angreifen. Wenn nicht schon einiges in der «Schulreform» erschienen wäre, so hätte ich die Arbeit unter einem Pseudonym herausgegeben. Ihr Zweck ist, aufzurütteln aus einer in oberflächlicher Systematik und im Stoffprinzip versandeten Erziehungskunst.

Zum Studium der Technik der Psychanalyse seien empfohlen:

1. Die übrigen Hefte dieser Sammlung. (Siehe Inserat auf dem Umschlag.)
2. Pfister: «Pädanalyse», Band I des «Pädagogium», herausgegeben von Messmer und Meumann, Verl. Klinkhardt, Leipzig (vergriffen). «Was bietet die Psychanalyse dem Erzieher?» (Ders. Verlag.)
3. Freud: «Traumdeutung», Verl. Deuticke, Leipzig.
4. Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Hugo Heller, Wien.

Hans Zulliger.

Lehrer und «Pädanalyse».

Psychanalyse, die umstrittene Wissenschaft, bringt jedenfalls dem kundigen Erzieher so viele tiefe Einsichten und Vorteile, dass sich die schwere Arbeit lohnt, durch das

Studium der einschlägigen Schriften, und indem er sich selber von einem bewährten Analytiker untersuchen lässt, in die Lehre einzudringen.

Es ist gar nicht gesagt, dass der kundige Pädagoge nun beständig an seinen Zöglingen herumanalysiere und Herrgöttchen aus ihnen machen könne. Er wird nur sehr selten oder vielleicht überhaupt nie selber analysieren. Aber er wird, wo er dank seines Wissens eine ernste seelische Störung wahrnimmt, die Eltern darauf aufmerksam machen und sie veranlassen können, die Hilfe eines kundigen Arztes in Anspruch zu nehmen.

Er wird zwar viele Erscheinungen in der Geisteswelt der Kinder anders beurteilen und sich darum auch anders dagegen verhalten, als wenn er von Psychanalyse nichts weiss. Das ist wohl für den Erzieher der höchste Gewinn — ein nicht hoch genug zu schätzender Gewinn — aus dem Studium der Psychoanalyse: das vertiefte Verständnis der Kinderseele.

Pfister bezeichnet die von Pädagogen angewandte Psychanalyse als «Pädanalyse».

Jeder Volksschullehrer hat in seiner Klasse nervöse, anormale Kinder, denen er oft ratlos gegenübersteht. Aber auch das «normale» Kind ist nicht etwa selten von unterbewussten Kräften gehemmt. Man denke an Fehler wie Zerstreutheit, Flatterhaftigkeit, träumerisches Wesen, Arbeitsunlust, Lügenhaftigkeit, Nasch- und Stehlsucht, Stottern, Furchtsamkeit, übertriebene Scheu und Verlegensein, Trotz, Eigensinn, Störrigkeit, Grausamkeit, Prahlsucht, Zerstörungssucht, Hass, üble Gewohnheiten usw. Feinsinnige Pädagogen haben längst eingesehen, dass allen diesen ihre Erziehungsarbeit erschwerenden Uebeln mit Strenge, Strafen, oder gar mit dem Prügel nicht endgültig beizukommen ist. Der Schul-

tyrann etwa, der kraft seiner physischen und geistigen Ueberlegenheit die Zöglinge einfach unterjocht, hat gewiss oft rasche und augenfällige Erfolge gegen oben aufgezählte Fehler. Doch weiss er auch meist genau, dass er mit dem Stocke die Quellen des Hasses und der anderen asozialen Kräfte nicht aufzudecken vermag, dass seine Art von «Heilung» nur eine oberflächliche ist, dass der «Teufel» im Kinde nicht ausgetrieben ist, sondern nur auf Gelegenheit wartet, um anderswo in einer anderen Verwandlung auszubrechen. In der Regel wird durch die Prügelstrafe das Böse unterirdisch nur genährt, geweckt, indem sich ein Kind dem stärkeren Erwachsenen wohl fügt, sich aber an Tieren, Gegenständen, an Kameraden rächt und an diesen den Hass auslässt, den es gegen den tyrannischen Erzieher nicht ausleben kann.

Ein Knabe zum Beispiel, der Isolatoren herunterwirft, Scheiben einschlägt und aus «reiner Teufelsucht» alles zerstört, was ihm unter die Hände läuft, rächt sich für die Unterdrückung eines zu strengen Vaters oder Lehrers. Sein Hass ist «übertragen». Gegen ihn angewendete Prügel verstärken nur sein Rachebedürfnis, er wird ein Tierquäler, ein Menschenhasser, ein Pessimist, ein Bekämpfer von Staat und Religion. Oder dann ein Schleicher, ein unselbständiger und unsicherer Mensch. Auf keinen Fall aber wird er «senkrecht an Leib und Seele».

Kommt er jedoch einem Pädanalytiker unter die Hände, so wird dieser den Gründen der Zerstörungssucht nachgraben, den aufgestauten Hass ableiten, und die durch den Hass gefesselte Energie wird frei, d. h. zu nützlichen Zwecken benutzbar.

Seelische Störungen im Kindesalter sind sehr oft die Anfänge zu bleibenden Fehlentwicklungen. «Charakterfehler»

haben ihre Wurzeln in der Kindheit. Ihnen kann durch Kenntnis ihrer Gründe und ihrer Entstehung vorgebeugt werden.

Das ist die Aufgabe der Pädanalyse!

Neue Zeiten bringen neue Erkenntnisse und neue Wege zum alten Ideal aller Erziehung und allen Menschseins: Menschlichkeit!

Dessen seien alle die eingedenk, die nicht mit uns mitmachen wollen. Wir sind am Anfang des Weges unserer Zeit: wir wollen unseren Weg gehen, wie andere vor uns den ihren gegangen sind. Sie haben kein Recht, an uns darum zu zweifeln, weil unser Weg ein anderer ist als der ihre!

Die «andere» Einstellung.

Es wurde mir oft von Lehrern Verwunderung darüber ausgedrückt, dass die Kinder meiner Klassen sich mir gegenüber häufig so offen äussern, dass sie eine ganz «andere» Einstellung zeigen als bei ihnen. Natürlich verwundern sich nur Nichtanalytiker, die nicht wissen können, wie die analytische Einstellung des Lehrers auch auf die Kinder wirkt: wie sie Hemmungen fahren lassen, wenn sie wissen, dass sie der Erzieher nicht richten, sondern verstehen und ihnen helfen will. Es fällt allerdings auch in Betracht, dass ich die Kinder, über die meine individual-psychologischen Arbeiten berichten, 2—5 Jahre unter meinem Einflus besass.

Mit Absicht führe ich die Schüler darauf hin, ehrlich gegen sich selber zu sein, über sich nachzudenken. Ich erzähle ihnen gelegentlich etwas über die Psychologie des Hasses und der Versöhnung aus meinem eigenen Erfahrungs-

kreis, ich gestehe ihnen, dass ich als Knabe wie die anderen auch geraucht habe, und wie ich davon abkam, ich erkläre ihnen, warum man Dinge «verlegt» und nachher nicht mehr findet, wenn sie einem schon «an die Nase springen», ich mache mit ihnen kleine Uebungen (z. B. Aufsätze, die den Sinn von Beichten haben).

An einem Morgen tritt ein Siebentklässler (12 Jahre), den ich wegen Klasseneinschiebung vor 14 Tagen an einen Kollegen abgab, plötzlich um halb neun Uhr in mein Zimmer, geht dorthin, wo er früher sass, nun beginnt die Klasse, die zuerst erstaunt war, zu lachen, der Knabe merkt seinen Irrtum, stammelt «Aha!» und flüchtet verlegen. Wie die Schüler ausgelacht haben, frage ich, warum denn Paul wieder in mein Zimmer getreten sei.

«Er hat es verwechselt — er hat sich geirrt — er denkt nichts —.»

«Was ihr mir da sagt, ist alles nicht der Grund!»

«Er wollte lieber wieder bei uns sein!» ruft ein Mädchen.

«Warum?»

«Weil man sich nicht gern mitten im Jahr an einen neuen Lehrer gewöhnt!»

«Aber warum ist denn Paul nicht schon früher hier herein geplatzt? Nun, ihr habt doch gehört, dass er am letzten Freitag (heute ist Montag) Anstände hatte wegen einer Dieberei. (Er hat Kastanien gestohlen.) Es dünkt mich, ihr solltet ihn verstehen: heute kommt er zu spät in die Schule . . .»

«Es ist ihm zuwider, schon wieder mit dem Lehrer etwas zu haben!» meint ein Neuntklässler.

«Warum kommt er denn hierher? Da versäumt er sich doch nur noch eine Zeitlang!»

Ich erhalte keine Antwort, obschon sie ja nach dem durch die Kinder Erkannten auf der Hand liegt. Darum erzähle ich ihnen:

«Vor Jahren, als ich mich hierher angemeldet hatte, da schrieb ich einen Brief an meine Eltern. Ich schrieb, dass ich grosse Hoffnung auf eine Wahl hege. Das war am 12. März, am 15. war Gemeindeversammlung, an der über meine Zukunft entschieden werden sollte. Und: nun machte ich unwissentlich am Kopfe meines Briefes das Datum 16. März ..., wer sagt mir, was der Grund meines Verschreibens war? ... ihr wisst ja, alles hat seinen Grund, auch wenn wir ihn oft nicht sofort erkennen ...»

Zwanzig Hände. Man hat die Fehlhandlung begriffen. «Ihr habt gewünscht, wenn nur schon der 16. März wäre, damit Ihr sicher gewusst hättet, ob Ihr gewählt seid!»

«Ja! — Aber nun scheint mir wirklich, der Grund der Irrung Pauls sei nicht so schwer zu erraten ...! Stellt euch die Sache vor! Denkt euch an seinen Platz! du (ich weise gerade auf einen Knaben), vorgestern hattest du mit mir Anstände wegen gestohlenen Kastanien, und heute kommst du zu spät in die Schule und hast eine zweite unangenehme Auseinandersetzung zu befürchten — und ich bin dein neuer Lehrer, und der vorherige Lehrer ist nebenan — nun?»

Jetzt wissen sie es. «Ich hätte den Wunsch, lieber wieder in der alten Klasse zu sein!»

«Gewiss! Und ich entdecke noch einen andern: er will wieder so sein, wie vorher, als er die Kastanien noch nicht gestohlen hatte. Mit seinem Irrtum zeigt er seine Umkehr zum Menschen, der wieder ehrlich sein will! — Paul aber weiss nicht, warum er sich geirrt hat. — So handeln wir oft, ohne um den Grund unseres Handelns zu wissen. Wir müssen eben manchmal über uns nachdenken!» —

Solche kleine Besprechungen sind dazu angetan, die Schüler auf sich selber aufmerksam zu machen. Haben sie erst einmal die oberflächlichsten Hemmungen überwunden, so antworten sie meist (wenn der Fall nicht zu tief liegt, wenn keine schlimmen Erfahrungen gemacht worden sind), mit verblüffender Offenheit, wie es der Schulmeister nicht gewohnt ist von Leutchen, die ihn gewöhnlich als den natürlichen Feind betrachten. Das Vertrauen darf nie missbraucht werden, sonst sind dann die Hemmungen schwerer zu überwinden als bei einer Hysterischen.

Ein 15jähriges Mädchen, das nach den Herbstferien im November in meine Klasse eintrat, hatte eine merkwürdig nach rückwärts gelegte Schrift.

«Hast du immer so geschrieben?»

«Ja, in der letzten Zeit immer.»

«Seit wann ist das: in der letzten Zeit?»

«Seit dem 5. Schuljahr.»

Ich bin mir bewusst, dass die Schrift nicht die eines Menschen sein kann, dessen Seele noch im Gleichgewicht ist. Darum lasse ich das Mädchen in einer grossen Pause zu mir rufen und sage:

«Da habe ich dein Aufsatzheft. Ich sehe, du schreibst immer wie mehr hintenübergelegt. Das sagt mir etwas. Ich weiss dass in deinem Herzen etwas ist, das dich plagt, und etwas Schweres muss es sein . . .»

Krampfhaftes Aufweinen: «O ja, ich weiss wohl, es wäre besser, wenn ich nicht (geboren) worden wäre!»

Wie der Schrei eines gequälten Tieres tönt es.

«Willst du mir nicht anvertrauen, was dich so plagt, dass du lieber tot sein wolltest? — Schau, dann hast du um die Hälfte leichter, wenn du es jemand sagen kannst. (Es

ist ein Verdingmädchen.) Und vielleicht steht es in meiner Macht, dir zu helfen.»

Es sieht mir gerade ins Gesicht. «Das ist halt so schwer. Und ich habe es in X. dem Herrn Pfarrer sagen wollen, zu dem ich in die Unterweisung ging, sobald er aber nur einen Teil wusste, ging er zum Armenvater, und dem sagte er alles. Dann gingen sie zusammen zu den Leuten, wo ich verdingt war, sagten dem Pflegevater, was ich berichtet hatte — und dann musste ich noch die Lügnerin sein . . .»

«So. So schlechte Erfahrungen hast du gemacht! Und nun denkst du, der Lehrer da vor dir könnte es gleich machen, wie der Herr Pfarrer in X., gelt? Das will ich aber nicht, ich will nur mit dir allein über alles das sprechen, was dich bedrückt. Du bist jetzt neu hier, kennst mich noch nicht und hast noch kein Zutrauen zu mir. Aber wenn es dich dann drängt, zu mir zu kommen, dann darfst du kommen, warte du nur, bis du kommen kannst!»

Es zeigte sich dann, dass der Pfarrer die beste Absicht gehabt hatte, als er auf seine Weise vorging. Er wollte den Sünder beim Schopf packen, geriet dann aber beim Leugnen des Pflegevaters selber über die Wahrhaftigkeit des Kindes ins Wanken und trieb es unwillentlich noch mehr in die Introversion (Insichzurückziehen, Herunterschlucken).

Oft kommen unter dem Einfluss einer analytischen Atmosphäre freiwillig Dinge zum Vorschein, die vielleicht «pietätlos» erscheinen. Der Lehrer muss dabei diskret sein und darf nie vergessen, dass die Menschen nur Menschen sind. «Welches Kind hätte nicht Grund, über seine Eltern zu weinen!» ruft Nietzsche aus, und es sei jedem selber überlassen, über die Berechtigung dieses Ausrufes zu urteilen. Es gibt nach meiner Ansicht nichts pietätwürdigeres als das Kind: in ihm ruht die Zukunft, keiner weiss, was in ihm

schläft . . . und es ist sicher ein Mangel, dass kein Moses das Wort prägte: «Du sollst die Jugend nicht darum verachten, weil du das Alter ehren sollst!»

Die Aufsatzhefte, in denen die folgenden freiwillig abgegebenen Arbeiten stehen, kann ich am Examen oder an einer Inspektion nicht auflegen. Wer sie gelesen hat, wird mich begreifen. Und doch sind sie im wahrsten Sinne Aufsätze: sie sind der Ausdruck dessen, was das schreibende Kind innerlich bewegte, sie sind kindlicher Expressionismus und Früchte der «anderen» Einstellung.

— Ich kam von der Schule heim. Da wusste ich nicht, was ich zum Nachtessen kochen sollte. Da sah ich zehn Eier auf dem Tische und fragte: «Vater, wem gehören die Eier?»

Der Vater sagte: «Das geht dich nichts an!»

Ich dachte, ich warte bis halb Sieben, bis die Mutter heimkommt. Es ging nicht lange, da kam die Mutter. Ich fragte sie: «Was soll ich kochen?»

Die Mutter nahm zwei Eier und sagte: «Mach einen Eiertätsch!» (Pfannkuchen.)

Ich kochte das Befohlene. Dann tat ich den Eiertätsch auf den Tisch, und es wurde gegessen. Als wir ihn gegessen hatten, klopfte jemand an der Türe. Der Vater ging hinaus. Es war die Frau Immermann. Sie wollte die Eier.

Der Vater sagte: «Meitli, wo si d'Eier?»

«Ich weiss nicht, wo sie sind! Die Mutter hatte sie zuletzt in den Händen.» Ich fragte sie: «Mutter, wo hast du die Eier?»

«Hier, hier sind sie!»

Der Vater sah, dass nur noch acht Eier waren. «Wo sind die andern zwei Eier?»

Ich sagte: «Wir haben sie ja vorhin zum Nachtessen gehabt!»

Der Vater fing an zu schelten. «Habe ich dir nicht gesagt, die Eier gehören der Frau Immermann?»

Ich erwiderte: «Nein, Vater! Das hast du nicht gesagt!»

Er wollte aber nicht dieser sein, der gelogen hat. Er sprang mir nach mit einem Knüttel und wollte mich durchprügeln, aber er erwischte mich nicht. Ich durfte nicht hinauf. Da kam die Mutter und holte mich. —

— Gestern Mittag musste ich Spinat kochen. Da blieben noch drei Löffel voll übrig. Den übrig gebliebenen Spinat tat ich in den Teller der Katze. Sie frass alles auf, bis auf einen Löffel.

Da kam der Vater und sah, dass die Katze Spinat im Teller hatte.

«Wer hat der Katze den Teller mit Spinat gefüllt?»

«Ich! Warum?»

«Jetzt frisst sie den Spinat nicht. Man muss ihn fortwerfen. Nimm den Spinat und leg ihn auf ein Blatt Papier. Du musst den Teller gerade auswaschen.»

«Die Katze frisst dann den Spinat schon, sie hat schon mehr als das Halbe gefressen.»

«Willst du gehen!»

Ich ging zum Brunnen und putzte den Teller. Voll Zorn putzte ich den Teller. Ich liess den Teller fallen, und er zerbrach in fünf Stücke.

Das war der Hass, den ich gegen meinen Vater hatte. Der Hass musste aus mir heraus, deshalb liess ich den Teller fallen. Ich ging zum Vater und sagte: «Vater, ich habe den Teller fallen lassen. Ich gebe der Katze einen andern.»

«Man kann dich bald für nichts mehr brauchen. Du bist wie ein Waschlappen!»

Ich ging in die Stube und liess ihn brummeln. —

Der zweite Aufsatz freute mich noch mehr als der erste: hier wird sich die Schreiberin über die unterbewussten Motive ihres Missgeschickes selber klar. Sie hat angefangen, über sich nachzudenken. Das sollte man bei allen seinen Schülern erreichen können.

Den zweiten Aufsatz las ich vor und redete vor der Klasse von der «Uebertragung» eines Hasses auf anderes. Die Kinder erzählten mir dann eine geschlagene Stunde lang davon, wie sie zu Hause gegen jemand, der stärker als sie war und gegen den sie sich deshalb nicht wehren konnten, allerlei «Schlingeleien» verübten, die der Lehrer als der «Teufelsucht» entsprungen gewöhnlich nicht begreifen kann, besonders dann, wenn der Täter sonst intelligent und verständig ist.

Aehnliche Aufsätze wie die beiden vorigen könnte ich noch eine ganze Reihe anführen: in ihnen zeigen die Schüler mit grösster Offenheit ihre innerliche Stellung zum Vater, zur Mutter, zu den verschiedenen Geschwistern. Noch viel interessanter jedoch sind Aufsätze, in welchen die Schüler ihr Verhältnis zum Lehrer beleuchten. Sie entstehen ebenso spontan (ohne Themenstellung oder Aufforderung, einfach aus einem Bedürfnis heraus), wie die Arbeiten oben. Ich bin über diese kindlichen Aeusserungen sehr froh, denn sie geben mir wichtige Fingerzeige über das Denken der Schüler und über Fehler, die ich begangen hatte.

Ein verschüchterter Knabe schreibt mir:

M e i n e A n g s t. Als ich kleiner (jünger) war, musste ich viel rossmisten. (Rossmist auf der Strasse sammeln für die Gartenbeete.) Wenn ich im Nachmittag nicht 2—3 Kisten voll Mist hatte, bekam ich Schläge. Wenn ich mit einer halbvollen Kiste heimkam, so musste ich gerade noch

einmal gehen. Und, als ich heimkam, hörte ich nur schlechte Schimpfwörter. Und bekam nichts zu essen.

Und als ich dann in der Schule zu einem Lehrer kam, zu Euch, da hatte ich immer Angst. Wenn einer von der Schulkommission (Schulbesuch) neben mir stand, konnte ich keinen Buchstaben mehr machen. Und wenn der Lehrer einen Knaben anschrie, erschrak ich und bekam noch mehr Angst. Ich dachte, der Lehrer schimpfe mit mir auch. —

Als der Knabe aus der Klasse einer Lehrerin zu mir eintrat (1915), kam ich gerade aus einer militärischen Kaderschule zurück. Ohne dass ich es wusste, war ich ungeduldig, hatte den Kommandoton, hielt sehr viel auf äussere Disziplin (was mir von gewisser Seite sehr hoch angerechnet wurde) und schrie etwa die Kinder an, wenn irgendwas nicht «schneidig» genug ging. Wie der militärische Schulunterricht auf ängstliche Kinder wirkt, das zeigt der Aufsatz des Siebentklässlers oben.

Ein Mädchen, das ich wegen seiner Depressionen eingeladen hatte, einmal zu mir zu kommen, damit wir über seine schlechten Launen reden könnten, schrieb mir:

W a s i c h v o n d e n M e n s c h e n d e n k e. (Es meint darunter natürlich auch mich.) Ich bin gegen die Menschen misstrauisch. Ich denke von ihnen viel Böses und wenig Gutes. Ich kenne sie nicht besonders gut (das Mädchen war erst eine Woche lang in meiner Klasse), aber es hat sich schon manchmal getroffen, dass ich recht hatte. Ich lese es ihnen von den Gesichtern ab. Die meisten sind stolz und habgierig. Ich bin schon manchmal betrogen worden. Ich glaubte, man dürfe ihnen etwas anvertrauen, aber man hängte es nur an die grosse Glocke. Auch wird man vielfach kritisiert. Viele glauben selber, man dürfe ihnen alles anvertrauen, aber der Schein trügt. Die Menschen sind falsch,

darum vertraue ich ihnen nicht vieles an. Viele sehen aussen freundlich aus, aber innen sind sie die reissenden Wölfe. Mein Vertrauen ist darum gegen jeden, der mich zwingt, ihm etwas anzuvertrauen, verstockt.

Diese Waffe («zwingt») nahm ich ihm. «Du m u s s t nicht kommen», sagte ich ihm. «Komme dann, wenn du kommen k a n n s t , wenn du keine Angst mehr vor mir hast. Ich weiss, dass du einmal kommen wirst.» Das war Suggestion, in diesem Falle aber gewiss erlaubt. Das Mädchen kam denn auch — doch erst etwa ein halbes Jahr später — in die Analyse.

Wie der Lehrer oft unwissentlich ungerecht handelt, das zeigt der folgende Aufsatz eines Neuntklässlers (15 Jahre). Ein Kind «macht» etwas in der Stunde, wird erwischt und bestraft. Vorher «machte» ein anderes Kind dasselbe, wurde aber nicht ertappt und deshalb nicht bestraft. Nun empfindet das Bestrafte die Strafe als Parteilichkeit und Ungerechtigkeit.

— G e s t e r n N a c h m i t t a g. In der Singstunde machte mich der Heilemann zu lachen. Da jagte mich der Lehrer hinaus. Da dachte ich, das ist mir doch gleich, dem mache ich jetzt schon etwas, was ihn ärgert. Ich mache ihm einfach den Trotzkopf. Und ich ging auf den Turnplatz heraus. Da kam nach einer Weile der Lehrer hinaus. Er suchte mich und fragte, warum ich nicht vor der Türe geblieben sei. Ich sagte nichts, denn ich wusste schon, dass ich im Fehler war. Ich dachte: dem sage ich nichts. Der muss nicht meinen, er könne mit mir machen, was er wolle. Und da kamen mir die Tränen.

Warum? Ich dachte, andere, die mehr gelacht haben, als ich, die hat er nicht hinausgejagt. Aber mich, wenn ich schon

nichts dafür konnte, mich jagt er fort. Das ist ungerecht. Das dauerte mich, und darum kamen mir die Tränen.

Ich ging dann hinein, drinnen fragte mich der Lehrer nochmals, warum ich auf den Turnplatz gegangen sei. Ich sagte noch einmal nichts. Denn, wenn man etwas sagt, so lachen sie einen dann auf der Strasse aus. (Die Kameraden.) Und ich dachte noch: dem sage ich's nicht, ich will so stark sein, wie der. Und hauptsächlich der Trotz. Wenn vielleicht keine Schüler in der Stube gewesen wären, so hätte ich geantwortet. Ich wollte aber «der Gross» spielen, damit ich dann den andern sagen könne: «Gäll, dä hani möge.» (Gelt, ich liess mich nicht unterkriegen.) Wenn er mir Schläge gegeben hätte, so hätte ich es ihm erst recht nicht gesagt. Denn ich wäre immer noch wie zorniger geworden, je mehr er mir gegeben hätte. Mit Schlägen kann man bei mir überhaupt nichts anfangen.

Ich sage das nicht etwa, dass ich dann nie (von Euch) Schläge bekomme. Aber es ist so. Ich werde halt dann jähzornig und teufelsüchtig. —

Kinder schenken einem Erzieher, der selber offen, ehrlich und vor allem freundlich mit ihnen ist, leicht ihr volles Zutrauen. Ich weiss, dass ich es mit meinen Klassen noch gar nicht sehr weit gebracht habe in dieser Hinsicht. Denn über sexuelle Dinge z. B., die doch gerade Schüler im Alter von 12—15 Jahren stark interessieren müssen, hat mich noch kein Kind gefragt. Wenn wir etwa darauf zu sprechen kamen, so war immer ein äusserlicher Anlass, nie aber eine Frage von seiten der Schüler daran schuld.

Dennoch erlebte ich an den mannigfaltigen Aeusserungen einer «anderen» Einstellung der Kinder mir gegenüber viel Freude. Und vor allem viel mehr Psychologie, als in allen

Büchern miteinander geschrieben steht. Und dazu verhalf mir die Methode der Psychanalyse, die auch mich «anders» einstellte . . .

Prügel?

Erzieher wollen wir sein. Unser Erziehungs-Ideal heisst Vollkommenheit. Wir erreichen es nie; aber wir richten all' unsere Kräfte nach ihm. Es ist das Rom, nach dem alle unsere Wege streben.

Wir strafen. «Wer der Rute spart, hasst seinen Sohn!» so sagt der Oberschulmeister Salomo (um 1120 vor Chr.). «Auge um Auge, Zahn um Zahn!» ist die Moral der vorchristlichen Juden. Wir bedanken uns, auf ihrer Kulturstufe zu stehen. Das Christentum soll ja gewissermassen ein kultureller Fortschritt, eine Höherentwicklung aus dem barbarischen Judentum bedeuten.

Mehr als die alte Judenheit imponiert uns das Zeitalter der höchsten Menschheitskultur der Griechen und ihrer Epigonen in Rom. Es wird niemandem in den Sinn kommen, Salomo über Plato zu stellen. Dieser aber ist der Meinung: «Wen das Wort nicht schlägt, den schlägt der Stock auch nicht!»

Wozu diese Zitate! Wir sind jung, selbständig, und ein wenig blasiert lehnen wir die Weisheit all der alten Herren ab. Wir wollen nicht glauben in derlei Dingen, wir wollen wissen! Wir wollen uns nicht mehr an den feierlich-weisen Gebärden und Reden der Autoritäten abklären, unsere Lebens- und Erzieherweisheit muss uns aus vielen bittersüssen eigenen Erfahrungen, Ueberlegungen, eigenem Handeln und eigener Arbeit werden.

Und all die Pädagogik, Methodik und schöne Systematik, die wir in den Seminarien begierig einsogen, streifen

wir ab wie zu enge Kleider, werfen wir weg, wie Krücken und werden frei, indem wir uns finden!

Wann prügle ich?

Nach mehrmaliger unfruchtbarer Warnung; wenn die anderen Strafen nichts mehr nützen.

Warum prügle ich?

Weil ich nichts anderes mehr weiss, erzwinge ich mir mit einem physischen Machtmittel den Gehorsam. Also prügle ich aus einem Manko! Ist nicht das Strafen überhaupt ein Manko, ein Armutszeugnis für meine erzieherische Fähigkeit? Im Flüstertone antworte ich: «Doch!» Aber laut wirft sich der zukünftige Oberlehrer in mir empört in die Brust: «Jaa — — lieber junger Mann, willst du alles gehen lassen? Disziplinlosigkeit! Anarchie!»

Nein. Aber der Lehrer soll kein Polizist sein. Nicht einmal sozusagen ein Polizist. Denn Disziplin lässt sich nicht von aussen her an ein Kind blasen. Polizeigewalt unterdrückt und sondert in Strafanstalten ab, besser aber macht sie den Menschen nicht. Besserwerden ist ein geistiger Prozess. Die Art aber, wie wir einem Schüler in der Regel das Schulbürgerbewusstsein mit dem Meerrohr einprägen, ist sicherlich nicht dazu angetan, ihm die Notwendigkeit klarer zu machen, dass er sich der Gesellschaftsordnung einfügen muss.

Der geprügelte Schüler wird sich bestenfalls «bessern», um nicht nochmals mit dem Stocke gestrichen zu werden. Sobald er aber aus dem Aktionsradius seines Erziehers glücklich entkommen ist, verfällt er wenigstens in den alten Fehler — wenigstens: leicht wird er aus seiner Rache- und Trotzstellung noch der ärgere undisziplinierte Kerl — oder dann auch ein Kriecher und Schleicher...

Und wir wollen doch erziehen, unserem Ziele vom vollkommenen Menschentum näher kommen — begehen wir

da nicht eine Sünde, wenn wir Mittel benutzen, die zum mindesten nicht vorwärts bringen!

Welch herrliche Früchte die Prügelstrafe zeitigt, ergeht aus den untenstehenden Bekenntnisaufsätzen. Sie wurden mir aus einem 5. und 6. Schuljahr als freie Aufsätzchen geliefert.

«Schreibt mir darüber, wie es euch war, als ihr Schläge bekamt!» befahl ich. «Ihr dürft ehrlich sein, ich verrate keines von euch!» Weiter wurde nichts «besprochen».

*

1. (11—13jährige Schüler.) Ich bekomme nur Schläge, wenn ich etwas bosge (Schlimmes verübe). Dann spüre ich es zum voraus. Es wird mir ganz heiss. Ich mag nichts machen. Wenn der Vater heimkommt, so schaue ich ihn bös an. Mein Gewissen flucht über ihn.

Der Vater steigt (wird zornig) vor Wut. Nach einer Weile nimmt er mich aufs Knie und prügelt mich durch. Ich schreie, so hart ich kann. Wenn ich zu hart brülle, dann hört er auf. Das Schreien kommt ihm auf die Nerven. Aber nachher habe ich ihn nicht mehr gern. (Knabe.)

2. Beim Bänderzählen bekam ich Schläge, weil ich das Zimisglas verschüttete. Ich wurde taub (zornig), dass Gott erbarm. Und dann zählte ich die Garbenbänder extra letz (falsch). (Mädchen.)

3. Ich nahm immer Geld, als ich noch klein war. Wo ein Portemonnaie lag, tat ich es auf und nahm ein Geldstück heraus. Dann ging ich in den Konsum und kaufte Täfeli. Einmal nahm ich ein Fünfzigrappenstück. Die Verkäuferin fragte meine ältere Schwester, wo ich das Geld immer hernehme. Am Abend sagte Frieda es. Aber sie waren nicht

sicher. Da bekam ich gleichwohl Schläge und musste ins Bett. Da wurde ich zornig, schlug die Türe zu und machte ihnen den Täupeligring (Trotzkopf). (Knabe.)

4. Eine zeitlang zerschlug ich fast alle Tage Geschirr. Der Papa sagte: «Das nächste Mal nehme ich dich aufs Knie.» Am Morgen darauf, als ich abwaschte, zerschlug ich einen Milchtopf. Ich bekam Angst und las hurtig die Stücke zusammen und warf sie fort. Da kam der Vater mit dem «Säntürong» (lederner Leibgurt). Vor Angst liess ich die Tasse auch noch fallen. Er nahm mich aufs Knie. Ich bekam tüchtig Wanz. Nachher, als er hinaus ging, machte ich ihm die Faust. Und im Herzen kochte es mir vor Wut. (Mädchen.)

5. Als ich von der Molkerei kam, bröckelte ich immer Käse ab. Zu Hause nahm mich der Vater beim Kragen. Er führte mich in die Stube und gab mir Schläge. Ich schrie: «Ui, ui, ich will's nicht mehr machen!» Und dann sagte ich zum Hans: «Jetzt helfe ich nichts mehr zu Hause!»

6. Ich bekomme fast alle Tage Schläge. Ich habe drum eine Stiefmutter. Diese sind immer so böse. Ich bekomme, wenn ich etwa mit ihren Kindern etwas mache. Ihr kleiner Knabe will mich immer stüpfen (Fusstritte geben). Dann sage ich: «Du musst nicht stüpfen!» Dann geht er zur Mutter und sagt es, und ich bekomme Schläge. Ich werde voll Zorn und mache der Mutter die Faust. Ich denke: Du cheibe Heilandsdonner! Die Mutter lügt auch. Wenn ich frage, ob ich einen Apfel haben kann, sagt sie: «Es sind keine mehr.» Und ich weiss, es sind noch. (Knabe.)

7. Ich versäumte mich im Mooswäldli. Als ich zum Vater kam, war er schon fertig mit grasen. Er gab mir einen Klapf (Backenstreich), dass ich in die Grube hinunterflog. Und als ich aufstand, bekam ich noch einmal. Ich hatte eine

grosse Beule am Kopf. Ich fluchte im geheimen über den Vater und hätte ihm am liebsten einen Stein angeworfen. Aber ich durfte nichts sagen und unterzog mich. (Knabe.)

8. Wenn mir der Melker eine Ohrfeige gibt, so werde ich zornig. Da kann man nichts mit mir anfangen. Ich spreche nichts mit allen und mache den Kopf. Wenn mir etwas in den Weg kommt, so werde ich wütend. Das Werkzeug wird rauh abgestellt und fliegt im Stall herum. Wenn einer noch etwas auszusetzen hat, so laufe ich ihm von der Arbeit. Niemand kann es mir mehr recht darbringen. Und die Schnetzmaschine geht auch ringer. (Knabe.)

9. Beim Hüten klemmte ich unsern Max ins Gesäss. Da wurde er zornig und warf einen Stein über das Bord hinab. Ich sagte: «Hör sofort auf, sonst wenn ich dann einen werf, der trifft dich!» Er hat nicht gehorcht, und ich traf ihn an den Kopf. Er blutete. Ich band ihm ein Nastuch um, und er ging heim. Da gab ich Ernst die Geissel und sprang Max nach. Er verklagte mich der Mutter: «Der Hänsu, dä donners Löu, het mer e Stei agschosse.» Die Mutter gab mir eine Ohrfeige. Ich war böse und zornig, ich nahm im vollen Zorn nichts zu essen. Ich sollte am Nachmittag Holz spalten, aber ich ging davon. Am Abend vernahm es der Vater. Er hiess mich ins Bett gehen. Ich schletzte die Türe zu (ins Schloss werfen) vor Zorn. Da kam er herein und wollte mir noch eins geben. Aber ich schlüpfte hinter das Bett. Er schlug auf den Bettladen. Das war gesund. (Knabe.)

10. Frau X. (Lehrerin) gab mir immer Schläge. Vor Zorn heulte ich immer die ganze Stunde, dass sie sich ärgern musste, weil ich nichts machte. (Mädchen.)

11. Ich bekam Schläge. Vor Zorn schwänzte ich die Schule. Zwei Tage lang. Den Leuten sagte ich, ich habe keine. Sie sagten es der Mutter. Ob es wahr sei. Ich musste

es sagen. Da bekam ich noch einmal und musste ins Bett. Zuerst weinte ich. Dann schloss ich die Gadentür und jauchzte die ganze Nacht. Sie konnten kein Aug zutun. (Knabe.)

12. Als mir die Mutter Schläge gab, wurde ich im Herzen sehr zornig. Ich rief ihr etwas wüstes zu und lief fort. Am Abend bekam ich vom Vater mit einem Seilchen, statt zu essen. In der Nacht ging ich leise auf und nahm ein grosses Stück Brot. Ich ass das und lachte. (Mädchen.)

13. Als ich noch klein war, erwischte ich Zündhölzchen. Ich nahm Heu und ging unter die Scheune und zündete es an. Da kam die Mutter und gab mir Schläge. Als sie weg war, zündete ich es aus Täubi (Zorn) noch einmal an und sprang fort. (Knabe.)

14. Wenn ich Schläge bekomme, bin ich sehr zornig. Ich fühle nichts mehr von mir selbst. Und wenn ich mich wehre, so schaue ich in der Wut nicht lange, wo es trifft. Ich schaffe nichts und esse nichts. Ich sage leise: «Wenn dich nur der Teufel bald nähme!» (Knabe.)

15. Als ich frisch in die Schule ging, schwatzte ich. Frau X. rief mich hervor. Ich erschrak sehr. Als sie mich hauen wollte, hielt ich vor Angst die Hand weg. Da nahm sie mich bei den Haaren. Ich durfte nicht weinen vor Schrecken. Ich hielt mich still und dachte, das ist nicht eine liebe Lehrerin. Ich fürchtete mich noch lange. Und ich zittere noch jetzt, wenn sie kommt. (Mädchen.)

16. Ich hatte eine Scheibe zerschlagen. Der Vater gab mir mit dem Schläuchli. Ich sagte nichts, sonst hätte ich noch mehr bekommen. Auf der Strasse sah ich einen Knaben. Dem warf ich einen Stein an. Er blutete. Ich lachte ihn aus und rief: «Gäll, ich habe gute Preichi!» (ich treffe gut).

Da verging mein Zorn. Da war bald das halbe Dorf beisammen und ich sprang fort. (Knabe.)

17. Wenn ich Schläge bekomme, so ärgere ich mich. Und wenn ich die andern (Geschwister) erwische, so gebe ich ihnen auch, aber angro! (en gros). (Knabe.)

18. Als ich Zucker nahm, merkte es die Mutter und schlug mich ab. Ich fluchte im Herzen und sagte: «Dem Rosa gibt sie nicht!» und ich haute ihm auch eins. (Mädchen.)

19. Der Götti schenkte mir einen Ball. Ich hatte grosse Freude daran. Aber die andern plagten mich, als ich mit dem Ball spielte und wollten ihn auch haben. Da dachte ich: Ich will dem Zeug ein Ende machen, sie wollen ihn doch, und die Mutter gibt mir Schläge, wenn ich mit ihnen Streit habe. Das ist langweilig. Ich nahm eine Nadel, stach in den Ball, wickelte ihn in ein sauberes Nastuch und versteckte ihn. Am Morgen fand die Mutter den Ball unter dem Bett. Sie fragte: «Hast du das gemacht?» Ich sagte ja. Ich bekam Schläge, und meine Geschwister lachten mich aus. Der schöne Ball reute mich, und ich dachte immer: hätten die Dummen dort mich in Ruhe gelassen, so wäre jetzt der Ball auch noch ganz. Ich hatte einen Hass gegen sie, dass ich ihnen den Ball anwarf. Dann machte ich mich davon und kam erst am Abend wieder heim, so eine Wut hatte ich. (Mädchen.)

20. Ich musste eine Lammere (Mutterschaf) in die Hofstatt führen. Sie wollte nicht laufen, und ich gab ihr mit einer Rute Schläge. Als sie gar nicht laufen wollte, gab ich ihr einen Stupf (Fusstritt) an den Bauch. Da wird Frau X. (Schreiber ist Verdingknabe) wütend. Ich sah sie nicht. Auf einmal nimmt sie mich auf das Bschüttloch (Jaucheloch) und schmiert mich ab, dass ich nie so bekommen habe.

Ich wurde zornig und kochte vor Wut und dachte: So bald als möglich mache ich etwas kaput und nehme zum Trotz nichts zu essen und laufe ihnen davon, heimzu. Denen will ich schon noch etwas anemachen, dass sie zornig werden. Von der lass ich mich nicht für nichts so ausprügeln.

Da, eines Tages musste ich Bohnen jäten. Es war heiss, und es half mir niemand. Da dachte ich: Jetzt ist es günstig! Ich legte den Sack auf den Boden und schlief süss den ganzen Nachmittag. Um fünf Uhr erwachte ich. Kaum hatte ich angefangen, so kam Frau X. Sie wurde zornig und hässelte, warum ich erst anfange. Ich sagte kein Wort. Als sie fortging, lachte ich tapfer. Denn es war mir wöhler geworden. (Knabe.)

21. Einmal an einem Nachmittag zerschlug ich eine Scheibe. Da kam die Mutter und fragte: «Hast du diese Scheibe zerschlagen?» Ich antwortete nicht. Dann kam der Vater heim und fragte: «Was ist gschehen?» Ich musste Antwort geben. Da bekam ich Schläge vom Vater. Es wurde mir angst, aber dann merkte ich, dass es mir doch gut tat. Als ich in die Küche zur Mutter kam, wurde ich zornig und stüpfte ein kleines Loch in den Küchenschrank. Dann wurde ich wieder zufrieden und sagte dem Vater, ich wolle keine Scheibe mehr zerschlagen. (Knabe.)

22. Ich bekam von der Mutter Schläge. Weil Ernstli die Finken immer abzog und ich sie ihm nicht wieder anlegte. Ich hatte einen grossen Hass im Herz gegen meine Mutter. Ich bekam so heftig Kopfweh, dass ich erbrach. Und ich dachte: Daran ist die Mutter schuld, wenn ich nur sterben würde, das geschähe ihr recht. Aber ich sagte nichts. (Mädchen.)

23. Wenn ich in der Schule Schläge bekam, so war das mir gleich. Es war bald versuret (verschmerzt). Wenn ich

schrie und zappelte, so hatten die andern zu lachen. Ich bin an die Schmerzen gewöhnt. Oft reisse ich mir Haare aus, um mich zu gewöhnen. Oder wehre mich gar nicht, wenn ich Krach habe. (Knabe.)

*

Passiver, geheimer und offener Widerstand, Zorn, Wut, Hass, Rachedurst, Sadismus auf der einen Linie, auf der andern Heimlichtuerei, Scheinheiligkeit, Schleicher- und Kriechertum, krankhafte Furcht, Todesphantasien und Masochismus sind die Blumen, die im Treibhaus der Prügelstrafe ins Kraut schiessen: Das beweisen mir alle 50 Aufsätzchen in mehr oder weniger krasser Form.

Die Schüler kommen aus ganz guten und ganz armen Verhältnissen, wie es die halb bäurische, halb industrielle Bevölkerung eines Städtevorortes ergibt. Es scheint mir ausgeschlossen und pharisäisch, zu glauben, an andern Orten seien die Kinder bräver, besser. Jeder, der vom Kinde nur eine Ahnung hat, weiss, dass das Bekenntnis meiner Klasse normal ist.

Wie schwer ist es, durch Prügelstrafen «vorgebildete» Kinder dahin zu bringen, dass ihnen die Forderung «Ehre Vater und Mutter» zum Erlebnis wird — nicht bloss zur nachgeplapperten Phrase!

Meine Schüler schilderten in ihren Aufsätzchen meist ihr Verhältnis zu prügelnden Angehörigen. Ein natürlicher Takt und auch Feigheit hinderte sie, über ihr Verhältnis zu den Prügelstrafen in der Schule zu schreiben. Es wird dem geschilderten nicht unähnlich sein.

Wir prügeln und wähnen, das Edle im jungen Menschen zu erzwingen. Statt dessen nähren wir die Bestie.

Aber damit nun nicht wir Erzieher Sünder am Menschentum des Kindes werden und schuldig sind unserer pädagogischen Meerrohrkunststücke wegen, so wollen wir uns das Prügeln von den Schulgesetzen sanktionieren lassen. Damit laden wir die Verantwortung auf den Staat ab. Dann tun wir, was unsere «Pflicht» ist, und unser Gewissen bleibt dabei hübsch ruhig.

Disziplin.

Sternhelle Herbstmitternacht. Im Laboratorium des Gelehrten ist noch Licht. Flaschen, Gläser, Phiolen, Basen, Säuren, Reagenzen, Bogenfeuerofen, Tiegel aller Art. Der Chemiker in dunkler Schutzbrille geht hin, geht her. Prüft, schaltet hier einen Hebel ein, dort einen aus. Giesst, schüttelt, mischt. Versuch um Versuch. Eiskalt ist ihm im Geiste, Schweiss tropft ihm vor Anstrengung von der Stirn.

Seit Mittag arbeitet er ununterbrochen. Merkte den Hunger nicht, noch dass es Nacht wurde. Die Formel, die Formel: er fühlt, er ist ihr ganz nahe! Oh!

Eine Phiole platzt. Giftiger Dunst. Das Fenster fliegt weit auf. Dann wischt der Chemiker die Scherben zusammen. Seufzt.

Ein rotes Biergesicht glotzt grinsend zum Fenster hinein.

«Wirtschaftsschluss!» lallt es. Torkelnde Schritte. Gröhlen.

«Das Glas musste eine Blase haben», sagt der Gelehrte zu sich selber. Er ergreift eine zweite Phiole und prüft sie unter dem Lichte. Dann untersucht er die Masse im elektrischen Ofen.

Unentschlossen zieht er die Uhr. Er merkt plötzlich den Hunger.

Er zieht die Schutzbrille ab und holt aus der Manteltasche ein Brötchen und ein Stück kaltes Fleisch, verzehrt es.

Dann setzt er die Brille wieder auf.

«Es muss gelingen!» entscheidet er, «Disziplin!»

*

Eine gefüllte Schulstube.

Deutsch? Oder Geschichte? «Tell», heisst die Lektion. Aus Schillers Tell wird gelesen. Apfelschuss-Szene.

«Wisst ihr was? Das führen wir gerade auf!»

«O jaa!»

Rollenverteilung.

«Und der Heinrich?» Er ist der schwächste der Geister, gehörte in eine Spezialklasse. Rhachitisch, Wasserkopf, Ochsenaugen, viermal verhockt.

«Der ‚Läng', ei, der kann die Stange sein!»

Ein verkannter Shakespeare ruft es. Lachen belohnt seinen guten Einfall.

Der «Läng» bekommt Fritz Wölflis grünen Filzhut mit der prächtigen Hahnenfeder auf die hochgestreckte Faust. Unbeweglich steht er, ganz Stange.

«So, jetzt kann es losgehen!»

Fünfzig leuchtende, freudige Gesichter.

Wie das der runde Brunner sagt: «'s ist doch ein Schimpf für einen Reitersmann, Schildwach zu stehn vor einem leeren Hut...», er kann das e in leeren gar nicht lang genug dehnen. Hei, wie lachen die andern!

Und erst als die Stelle kommt: «... und jeder rechte Kerl muss uns verachten!», wie er da die Nase rümpft, grossartig, köstlich! Selbst der Lehrer klatscht Beifall.

«O, das wollen wir gerade noch einmal aufführen, bitte. Aber ein anderer muss den Friesshard machen, der Georg Bachmann liest viel zu trocken!»

Der Burri, ein wehleidiges und knurriges Bürschchen, wird zum anderen «Reitersmann» erkoren. Er gibt sich grosse Mühe, gegen den Partner aufzukommen. Die Stelle: «Wollt ihr vom Platz, verwünschtes Volk . . .» gibt er ganz verärgert, gut.

Nun erscheinen Tell und Walter. Der Vater trägt den Meterstab auf den Schultern, die Armbrust. Die Sache wird ernst. Sie kommen zu der Stange. Totenstille bei den Nichtbeteiligten im Hintergrund.

«Was kümmert uns der Hut? Komm, lass uns gehen!»

«In des Kaisers Namen! Haltet an und steht!»

«Was wollt ihr? Warum haltet ihr mich auf?»

«Ihr habt 's Mandat verletzt, ihr müsst uns folgen!»

«Ihr habt dem Hut nicht Reverenz bewiesen!»

Angehaltener Atem. An den Plätzen schaut niemand mehr nach, wer könnte das noch! Grösste Spannung. Wie Schläge die kurzen Sätze der Spielenden. Enger und enger zieht sich das Verhängnis um den Helden.

«Freund, lass mich gehen!»

«Fort, fort ins Gefängnis!»

Ein Zwischenfall: Leuthold fliegt links, Friesshard rechts, Tell und Walter werden zwischendurch geschoben. «So!» — Irgendwo in der Stube liegt der Hut mit der schönen Feder im Staube. — Die «Stange», ja die «Stange» . . .

Sie hat sich vergessen. Sie ist aus der Rolle gefallen. Wie ein wütender Bullen rollt sie die Augen. Rot feuert der grosse Kopf. An der Schläfe pulst dunkel eine Ader. Trotzig dreht sich die «Stange» gegen die verblüfften Reitersmänner, die Fäuste in die Hüften gestemmt wie ein Meisterboxer.

Ein Gelächtersturm bricht los. Tränen in den Augen!

«O du gute Stange!» — und der Lehrer muss ihr versprechen, dass dem Tell ganz sicher nichts geschehe. Dann steht sie wieder da, ergeben, erstaunt, dass andere über ihren heiligen Ernst Tränen der Freude lachen können.

In der Pause, wie der Lehrer in den Konferenzsaal tritt, fasst ihn die Lehrerin ab, die neben seinem Zimmer unterrichtet.

«Das ging wieder einmal hoch her bei Ihnen», bemerkt sie schnippisch.

«Haben wir Sie gestört, ach, das tut mir wirklich leid! Es war so lustig, denken Sie ...»

«Ja, es ist gut, dass eine so dicke Mauer dazwischen ist. Aber wissen Sie, man darf den Sonnenschein in der Schulstube nie soweit treiben, dass dabei die straffe Disziplin verloren geht!»

«Danke!» klingt die boshafte Antwort. Er schreitet an ihr vorüber.

«Straffe Disziplin», denkt er, «als ob es auch unstraffe gäbe ... und ‚Sonnenschein in der Schulstube' ... Familienblattpoesie ...»

*

Noch eine Schulstube. Die Pulte sind zu einem Kreise zusammengestossen. Die Schüler sitzen darauf, die hintersten stehen auf den Bänken. In der Mitte einige Schüler und Schülerinnen, sowie der Lehrer mit aufgekrempelten Aermeln. Auf einer Wandtafel modellieren sie den Xberg. Die Schüler kritisieren nach ihren Skizzen in den Heimatkunde-Heften am Modell herum.

«Die Westseite ist sicher ein wenig zu steil ... Hier muss die Lichtung gemacht werden ... Die Schlupfhohle ist zu tief ...»

Die Tür fliegt auf. Ein Gesicht späht zur Spalte hinein. Ein Wort im Basston zerreisst das halblaute Stimmengewirr der Schüler. Köpfe wenden sich, der Lehrer erhebt sich von seiner Arbeit und sieht die Türe, die geschlossen wird.

«Wer war's?»

«Der Oberlehrer.»

«Hat er nicht etwas gesagt?»

Achselzucken. Ein Knabe: Doch: «Saudisziplin!»

Das Modell wird mit einer Schnur von zehn zu zehn Zentimetern zersägt. Eine Stricknadel in die Mitte genagelt. Eine Schicht nach der andern abgehoben, die Umrisse auf die Tafel gezeichnet.

«Relief-Karte», erklärt der Lehrer.

Die Pulte in Reihen gestellt. Die Tafel vorn aufs Gestell. Die Schraffur wird eingezeichnet, im Nordwesten mit Orangestift, im Südosten mit Violet.

«Nordwestlich schiefe Beleuchtung . . .»

Die Schüler zeichnen in ihre Hefte nach. Man hört eine Feder kritzeln.

«Saudisziplin», denkt der Lehrer und lächelt fein . . .

*

Und noch eine Schulstube. Vierzig Kinder. Vorn perpendikelt der Lehrer, über Akkusativfehler vortragend.

Plötzlich bleibt er stehen, seine Stirn gleicht dem Sandrelief des Kettenjuras.

«Emil Heilmann», tönt es eiskalt, wie von unterirdischem, fernem Beben begleitet, «wenn du noch einmal wagst, deinen Blick von mir abzuwenden, dann —»

Der Lehrer macht den Satz nicht fertig. Aber das Wort «dann» platzt wie eine Granate über der Klasse.

Dann perpendikelt der Lehrer weiter. Redet weiter. Eine Viertelstunde.

«Arthur Born!» unterbricht er sich, «wie ver-dreht sitzest du da!»

«Ver-dreht» schallt wie zwei Ohrfeigen. Der Aufgerufene schnellt eine Sechzehntelsdrehung nach vorn.

Ein Mädchen vor ihm dreht beim Aufrufe des Lehrers unwillkürlich blitzartig den Kopf rückwärts und sogleich bewusst und höchst willkürlich wieder nach vorn.

«Martha!» sagt der Lehrer, «das-ist-nun-der-Gi-p-fel! Auf morgen hundert Mal: ‚Man soll ruhig in der Bank sitzen!' — Hun-dert! — — Ich will euch lehren!»

Das Mädchen schluckt Tränen. Der Lehrer perpendikelt weiter. Zwei Gänge hin, zwei Gänge her, wortlos.

Dann bleibt er mitten vor der Klasse stehen, breitet wie ein Prophete zwei lange Arme aus, an denen die schwarzen Rockärmel wie Fahnen hangen. Ruft: «Liebe Kinder: D i s - z i - p l i n ist das Höchs-te, Bes-te, was ich euch lehren kann! In unserer chaotischen Zeit tut nichts so not wie Dis-zi-plin! Das bisschen Wissen . . . na!»

Und perpendikelt, und redet weiter über Akkusativfehler, bis der Abwart erlösend Pause klingelt.

Der Lehrer entfernt sich aus der Schulstube, von Totenstille und vierzig Augenpaaren begleitet.

Vor der Türe wird er Zeuge, wie ein Kollege einen Jungen mit dem Rohr verprügelt.

«Ich komme ohne Stock aus», stellt der erste fest, als der andere das heulende Bürschchen laufen lässt. «Nimm es mir nicht übel, aber ein prügelnder Pädagoge erinnert mich immer an — an einen Tierbändiger . . . Disziplin ist doch nicht Dressur!»

Er lächelt, wie einst die Pharisäer vor Jesum . . .

*

Ein Raubtierzwinger. Der Dompteur knallt. Fauchende Katzentiere mit flammenden Augen und breiten, weissen Gebissen kreisen in tollen Wirbeln, tanzen, springen über die Peitsche und über Böcke, durch brennende Ringe, machen auf kleinen Treppen hübsch das Männchen und zeigen den bewundernden Zuschauern ihre dunklen, weitgeöffneten, todbringenden Rachen.

Vor dem Gitter schreit ein Kind und verbirgt sein Angesicht im Schosse der Mutter.

«Sie sind ja z a h m , die Bestien!» tröstete sie, die letzten Worte mehr zu sich selber als zum Töchterchen sprechend.

«Zum Staunen, diese D i s z i p l i n !» anerkennt ein Backfisch in der Loge nebenan.

«Mademoiselle Alice, das nennt man D r e s s u r , nicht Disziplin», belehrt sie im Vortragstone eine ältliche Jungfrau mit ledernem Gesicht. «Nur beim Menschen spricht man von Disziplin . . .»

Unten schneuzt ein Panther. Der Dompteur ist aus dem Zwinger getreten. Der Panther steht an den Stäben gegen das Publikum auf, streckt eine Tatze heraus, knurrt.

Gekreische von Menschen. Kurzer Tumult. Gelächter. Ein feister Bürger glättet im sich lösenden Gedränge seine runde Weste und zitiert: «Wehe, wenn sie losgelassen . . .»

«Die Anwesenden ausgenommen!» lacht sein Nachbar, der ihn missverstanden hat.

Der andere hört ihn nicht. Seine Kneifergläser funkeln nach dem Ausschnitt einer stark nach Moschus riechenden Dame . . .

«Lehrer, sie rauchen!»

Ein Trupp Schüler stieg mit schweren Rucksäcken beladen bergan, einer sonnigen, aprilglockenreichen Jurahöhe zu.

Die Knaben sangen nicht mehr, der Weg war schon zu steil. Sie plauderten und riefen, und wenn sie aus dem Walde traten, so schauten sie auf Stadt und See hinunter, die wie Spielzeuge im Schosse der Hügel ausgebreitet lagen.

Zu hinterst kam der Lehrer. An einer Wegbiegung blieb er stehen und blickte zurück. Er wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiss aus der Stirne und ging dann weiter. Die Schüler hatten einen kleinen Vorsprung, und blaue Räuchlein stiegen über ihren Häuptern in die Tannäste hinauf. Der Lehrer lächelte und schüttelte ganz ein wenig den Kopf.

Aus einem Gebüsche traten zwei Zurückgebliebene.

«Lehrer!» sagte einer mit der entrüsteten Stimme des Gerechten, «sie rauchen!»

«So!» erwiderte der Angeredete trocken. Verdutzt schauten die Jungen einander an. Dann schritten sie eine Weile schweigend neben dem Lehrer her.

«Er hat's nicht recht verstanden», flüsterte der eine dem anderen zu, und indem er den Kameraden mit dem Ellenbogen anstiess: «Sag Du's ihm!»

«Was ist?» fragte der Lehrer.

«Er meint, Ihr hättet mich nicht recht verstanden!»

Nun klagte der zweite: «Sie rauchen dort vorn! Der Moser hat Zigaretten mitgebracht und der . . .»

«Ich weiss es ja!» antwortete der Lehrer ebenso seelenruhig wie das erste Mal, als sie ihm davon sprachen, «ich habe Euch vorhin sehr wohl verstanden!»

Vor Verblüffung blieben die beiden einen Augenblick lang stehen. Dann tuschelten sie miteinander, lachten laut und trabten zu den andern hin.

Unter einer Wettertanne machte der Trupp Halt. Die Marschstunde war um. Als der Lehrer näher kam, drückten

sich die Aengstlicheren ins Gesträuch, andere aber zogen frech an ihren Zigaretten weiter. Ja, der kühnste der Bengel nahm mit einer grossartigen Rauchergeste seine Milla zwischen den Lippen weg und bot dem Lehrer ein gefülltes Schächtelchen entgegen:

«Nehmt Ihr auch eine? Das sind gute. Sechzig Rappen haben sie gekostet.»

«Nein, danke, ich rauche nicht!»

— Während der Knabe etwas abseits zur Gruppe seiner Kameraden trat, setzte sich der Lehrer ins Moos unterhalb des Weges. Er warf einen Blick auf die rauchenden und mit halben Stimmen lebhaft unterhandelnden Knaben und lächelte wieder; wie er erwartet, pafften nun die beiden Kläger von vorhin die grössten Wolken in die Luft, und hinter Aesten und Brombeergesträuch wagten sich die ängstlichen Sünder hervor.

Als man weitermarschierte, gesellte sich der Trupp wie abgemacht zum Lehrer. Zuerst redete man allerlei Belangloses mit ihm. Er gab freundlich Antwort und merkte am Wechsel der Themen und an der nicht in Fluss kommen wollenden Unterhaltung, dass etwas ganz anderes im Interessenmittelpunkt dieser Jungenseelen stand als der Käse, den man beim Abkochen in die Makkaroni schaben wollte, und dass Werner Fehr einen neuen Indianerstamm gegründet habe, der übrigens am letzten Mittwoch-Freinachmittag von den Sioux geprügelt worden sei.

Nach einer Stockung des Gespräches fragte einer unvermittelt:

«Lehrer, warum raucht Ihr nicht?»

«Ja, das möchten wir wissen!» rief der Mann mit den Millas, indem er seine Schachtel gönnerhaft unter dankbaren Kameraden herumbot. Der Lehrer zog eine Tafel Haselnuss-

Schokolade aus einer Tasche, öffnete die Packung und reichte dem Frager ein Stück.

«Ist das nicht besser als eine Milla?»

«Ja — — doch!»

«Und die Platte hier kostete Vierzig, Dein Zeug aber Sechzig. — Es gibt ja Leute, welche an Zigaretten grösseren Genuss haben!» und der Lehrer zuckte die Achseln.

«Mein Vater raucht auch nicht!» ruft einer.

«Ich habe nur geraucht, weil es die andern alle taten», sagt ein Zweiter, indem er den Rest seiner Zigarette ins Gras wirft.

«Dann bist Du gleich feige wie der Meyer und der Gross. Diese verklagten Euch bei mir, und als sie merkten, dass ich Euch nichts tue — nun rauchen sie wie Schlotkamine und prahlen wie Büblein, welche die ersten Hosen tragen.»

Unter dem Spottgelächter der andern verschwanden die Drei aus der Nähe des Lehrers.

«Letztes Jahr, als ich in den Herbstferien beim Onkel Fritz hütete, da haben wir immer geraucht», erzählte ein weiterer. «Der Lehrer Nöhler erwischte uns einmal. Als wir wieder Schule hatten, musste ich zur Strafe eine Brissago rauchen — und dann noch eine; aber ich erbrach nicht!»

Nun lachten sie und der Lehrer mit.

«Herr Nöhler hatte ihm die schwärzesten ausgelesen.»

«Es war ein Rauch, dass die Mädchen zu husten anfingen.»

«Und dem Herrn Nöhler ist dabei fast schlecht geworden! Vor *Aerger* nämlich. Den ganzen Vormittag war er totenbleich.»

«Und er brachte die Worte fast nicht hervor, als er uns das Rauchen bei Strafe verbot.»

«Von da an rauchten wir noch mehr», fuhr der Held fort, «wenn er (Herr Nöhler) einen erwischte, so nahm er ihn aufs Knie. Wir sagten ihm nur noch ‚Der Spion', weil er überall einen zu erwischen suchte.»

«Und wenn wir am Sonntag beim Katzenstegli rauchten, und einer sagte: Wenn das der Nöhler wieder wüsst', dann lachten wir.»

Der ganze Trupp freut sich über den dummen Herrn Nöhler, der doch nicht alle erwischte.

«Meinem Vater aber hat er erzählt», rief der Sohn eines Schulkommissiönlers, «er habe uns das Rauchen g r ü n d - l i c h abgewöhnt — g r ü n d l i c h !»

Gelächter und Rede sprudelten nun durcheinander, und jeder brachte etwas vor, was Erlebnis oder Dichtung, oder beides miteinander war. Ganz unbefangen redeten sie zum Lehrer, der hier und da ein fragendes Wort einwarf, wenn einer unklar oder sprunghaft erzählte.

«Ich habe schon als klein manchmal geraucht, aber Pfeife. Der Papa raucht halt Pfeife. Und als er mich einmal sah, da musste er sich fast totlachen, und sagte zur Mama: «Schau jetzt den kleinen Pfüder an! Der raucht wie ein Grosser! Ich muss mich bald schämen vor ihm.»

«Im letzten Frühling rauchte ich das erste Mal. Ich ging mit meinen zwei ältern Brüdern holzen. Sie rauchten Stümpen, und ich musste auch, damit ich's zu Hause nicht sage.»

«Jaaa —, wie Ihr mir erzählt habt, so geht's eben!»

Alle horchten auf: der Lehrer sprach. «Jeder kommt einmal zum Rauchen. Sei's, dass ihn Brüder oder Kameraden zwingen, wie den Ruedi Bolz, oder dass man's dem Vater oder den Grossen überhaupt nachmacht und dann meint, man sei auch gross. Oder dann, wenn es Eltern oder

Lehrer verboten, um dabei zu denken: «Uh, wenn die es jetzt sähen, die ärgerten sich», oder: «Das gäbe Schläge; aber diesmal erwischen sie mich nicht.» Alles Rauchen hat eigentlich einen ganz lächerlichen Anfang. — Wenn einer unter Euch ist, der raucht, weil es ihn gut dünkt, der soll sich melden!»

Zum Erstaunen der Kameraden und auch des Lehrers ruft einer: «Mich dünkt es nun einmal gut!»

Es ist ein Wirtssohn mit unausstehlichem Widerspruchsgeist, der einen ziemlich groben Vater und eine Stiefmutter hat. Bedauernd blickt ihn der Lehrer an.

«Ja, dann bist Du einer von den armen Tröpfen, die einmal sogenannte leidenschaftliche Raucher werden. Im Tag verbrauchst Du wenigstens ein Päcklein Stümpen. Das kostet siebzig Rappen. Rechne aus, wieviel das in der Woche macht und wieviel erst im Jahr!»

Man staunt über den Betrag.

«Und so wirst Du in zehn Jahren für etwa zweitausendfünfhundert Franken Rauch in die Luft blasen. Das wird Dir ja sicher sehr Vergnügen machen. Ein anderer aber spart das Geld. Er tut es auf die Kasse, dass es Zins bringe. Oder er kauft sich ein Pferd oder zwei Kühe damit. Wieder einer gönnt sich jedes Jahr eine Reise. Das ist ihm so schön und vergnüglich wie Dein Rauchen. Ganz gleich, wie sicher viele unter Euch ihr Geld lieber für ein Messer, für Farbstifte, Wasserfarben, seltene Briefmarken, ein schönes Buch oder so was ausgeben, statt für's Rauchen.»

Da wird nun lebhaft zugestimmt. Einige äussern auch ihren Zweifel über die Wahrheit der Behauptung des trotzig seitab gehenden Wirtssohnes. Der Lehrer wendet sich wieder an die ganze Schar:

«Ich selber habe, als ich in Eurem Alter war, auch eine Zeitlang geraucht. Ich wollte so vornehm und weise sein wie der Herr Doktor, der immer eine Zigarette im Munde trug. Auch hätte ich Freude gehabt, wenn sich mein Lehrer über mich ärgerte. Ich bin ihm einmal sogar mit Fleiss unter die Augen getreten, als eine Zigarre in meinem Munde brannte. Da rief er mich zu sich. Aber statt der Ohrfeige, vor der ich zitterte, sagte er mir nur leise ins Ohr: «Heinrich, für s o dumm hielt ich Dich nicht!» Von da an war ich vom Rauchen geheilt.»

So andächtig die Knaben zugehört hatten, so unbändig lachten sie jetzt. Zigaretten hatten nur noch wenige im Munde. Auf dem Heimwege rauchte bloss noch das Wirtssöhnchen. Als er einen Kameraden um Feuer bat, gab ihm dieser den Rest seiner Zigarren dazu, «. . . wenn's Dir doch Freude macht».

Am selben Abend schrieb der Lehrer in sein Heft «P ä d a g o g i s c h e K l e i n i g k e i t e n» hinter einen Bericht über die Reise und ihr Ergebnis:

«. . . Und wenn ich nur erreicht hätte, dass ihrer acht von den einundzwanzig das Rauchen nun lassen, dann habe ich mehr erreicht, als durch eine Gerichtsszene mit Einprügelei der unheildrohenden Moral von der Schädlichkeit des Nikotins auf den Gehirnorganismus. Das haben meine Kollegen ohnehin schon besorgt.

Dass der Wirtssohn Müller weiterrauchen wird, bin ich überzeugt. So sicher als ich bin, dass der Junge mit hundert Trachten Prügel nicht davon liesse; der Mann ist in einem anderen Spittel krank . . .»

Am Tage darauf hielt der Lehrer ein dickes Kuvert in den Händen. Er erbrach es und las die Unterschrift:

«Der Präsident der Schulkommission:
Rühst.»

Den Bogen drehend, las er:

«Sehr geehrter Herr!

Wie uns Herr Wirt Müller miteilt, und wir noch aus anderer zuverlässiger Quelle erfahren haben, gestatteten Sie den Knaben Ihrer Klasse während des gestrigen Ausfluges auf den P.berg das Rauchen. Sie äusserten sich zu der Sache in einer Art und Weise, die uns nicht nur unverständlich ist, sondern auch der bisherigen Behandlung analoger Fälle hohnspricht, und gegen die wir mit aller Entschiedenheit . . .»

Der Brief flog, zu einem Ball zerknüllt, in den Papierkorb. Nach einer Weile fischte ihn der Lehrer wieder heraus, las fertig, lächelte und klebte ihn in sein Heft «Pädagogische Kleinigkeiten».

Vom Rauchen I.

Es gibt heute noch Schulmeister, die staunen und sich ärgern, wenn sie vernehmen oder beobachten, dass ihre Schüler rauchen. Und es gibt Verblendete, die glauben, nur die schlechten, der Abfall unter ihren Zöglingen fröhne diesem Bubenlaster.

Den üblichen Verlauf von «Rauchergeschichten» kennt man: Untersuchung, bezw. «Rätscherei», dann Strafe und moralische Belehrung über die Schädlichkeit des Nikotins.

Gewisse Schlaumeier unter den Pädagogen benutzen statt Meerrohr und Arrest «Brissagos» oder «Toscanis», die sie von geständigen Sündern einzeln oder sogar vor der Klasse (!) rauchen lassen, um Anschauungsunterricht zu treiben. —

Manch einer hat sich jedoch dabei arg getäuscht, indem sich auf dem Gesichte des Rauchers auch nach dem dritten und fünften Stück «Sargnagel» keinerlei Anzeichen von Blasswerden und Uebelkeit zeigen wollten und das erwartete Ereignis schliesslich ganz ausblieb.

Mit Polizeimassnahmen, mit dem erhobenen und Drohung bebenden Zeigefinger unterdrückt man — aber erziehen kann man damit nicht! Zuerst sollte jeder Lehrer wissen, dass Knaben im Alter von 12 Jahren alle schon geraucht haben, einige weisse Raben ausgenommen. (Sie sind vielleicht nur feige und dürfen nicht eingestehn, dass sie wie ihre Kameraden dem Uebel verfallen sind.) Diese Behauptung greife ich nicht aus der Luft: in meinen Klassen machte ich darüber während meiner ganzen Schulmeisterzeit Erhebungen. Anfangs erstaunt über die «Verdorbenheit» der Schuljugend unseres Dorfes, vermutete ich, die Nähe der Stadt sei daran schuld und liess von zwei Kameraden im Land draussen ebenfalls untersuchen; sie bestätigten, dass es bei ihnen nicht besser aussehe als hier in der Umgebung der Stadt. Nur dass mehr Nielen und Meerrohr (von Kleiderklopfern) geraucht werden, weil richtiges Rauchzeug schwerer zu beschaffen ist. Die Krämer auf dem Lande kennen die kleinen Käufer von Tabakwaren meist näher und gelangen einem «Missbrauch» des Rauchzeugs zur Belustigung der Dorfbuben meist rasch auf die Spur.

Gewöhnlich sagt man, der Grund des Rauchens unter Knaben sei die Sucht, erwachsen zu sein. Unser Lehrerberuf bringt es aber geradezu mit sich, diese Sucht zu fördern: derjenige würde als der beste unter uns angesehen werden, der in seinen Zöglingen so viele körperliche und geistige Gemüts- und Willenskräfte zu wecken vermöchte, dass sie nicht mehr in die Schule zu gehen brauchen. Wir

sind dazu da, aus Kindern Erwachsene zu machen; so erwartet es die grosse Masse des Volkes und die heutige Wirtschaftsweise, wo 90 von Hundert zu wenig bekommen, damit die übrigen nicht zu arbeiten brauchen.

Gross sein, erwachsen sein, klug und weise sein, mächtig sein — diese Ideale wecken wir auf mittelbare und unmittelbare Weise tagtäglich in den Kindern, nicht nur wir, alle, die «erziehen».

Und wenn nun einem Knaben der natürliche Weg zum Großsein, zum Gelten wie der Erwachsene zu lang ist, der Weg des Abwartens? Wenn er dunkel fühlt, dass er zu wenig tatkräftig, geschickt, klug ist, um es nur mit einem Mitschüler in einer obern Klasse aufnehmen zu können? Dann greift er zum «als ob». Er tritt in den Fussballklub und strebt nach einer «Charge», er verdient beim Kegelstellen Geld und verbraucht es für Bier und Wurst, er liest Schundliteratur und lernt daraus Griffe und Kniffe, die er in «Knabenkriegen» anwendet, er verschafft sich Pulver und hält als Anführer mit seinen Gefährten Schiessereien ab, er raucht — alles tut er, als ob er gross, erwachsen wäre.

Es kommt auch vor, dass einer sich so aufführt, als ob er ein vollendeter Schwächling sei und überhaupt nichts zuwege bringe. Zu allen Erwachsenen, besonders zu Eltern und Lehrern, verhält er sich dann auf eine Art, um Mitleid, Hilfe aus ihnen zu erpressen. Er versucht in seiner unbewusst vorgetäuschten Schwäche, an die er selber glaubt, an der er leidet und zugleich Lust daraus saugt, den Stärkeren sich dienstbar zu machen — um versteckterweise stärker zu sein als der, welcher ihm hilft.

Aus beiden falschen Lebenseinstellungen gibt es einen Ausweg. Nicht Prügel und Strafen für den

jungen Menschen der Tat, aber auch nicht gefühlsduseliges Mitleid mit dem angehenden Wehleidigen (Hysteriker). Sondern eine tiefschürfende Besprechung unter vier Augen, eine ruhig-wohlwollende Auseinandersetzung, die den Gründen der Grössensucht nachgeht und die befreit.

Jedes andere noch so abgefeimte und schreckhafte Mittel verfehlt den Zweck, verstärkt den «Komplex», bestätigt dem Kinde die Richtigkeit seines eingeschlagenen falschen Weges, setzt es in eine blind verneinende Trotzstellung dem Erzieher und der Welt gegenüber.

Ebensowenig, wie die Seele eines Menschen erschöpft ist, wenn wir wissen, dass sie aus Erkennen, Fühlen, Wollen und einigen persönlichen Verschiedenheiten und Abweichungen von der Grundform besteht — ebensowenig weiss der Erzieher von den seelischen Triebkräften des kindlichen Rauchers, wenn er bloss den Drang nach Grösse feststellt. Denn dieser zwanghafte Drang ist schon eine Summe aus zahlreichen Einzelquellen, die sich gegenseitig verstärken zum Strom, der nicht mehr aufgehalten werden kann.

Sich einfühlen in den Schüler, ihn verstehen und erlösen, das ist die mühevolle Arbeit, die dem wirklichen Erzieher wartet. «Jeden Schüler kann man beim heutigen Massenbetrieb in den Klassen auf diese Art nicht behandeln!» wird man mir mit Recht entgegenhalten, «mit Prügeln ist die Sache rasch und wenigstens für eine Zeitlang abgetan!»

Gewiss! Aber was Prügel gegen die Raucherei nützen, das weiss jeder selber, der einst als Knabe auch solche dagegen erhielt. — Es ist schwer, hier eine endgültige Lösung zu bringen: Ein Weg jedoch ist wohl der, dass man

1. die Sache nicht totschweigt und gelegentlich vor der Klasse über das Rauchen redet,

2. nicht kleinlich ist und bei harmlosen Fällen mit mildem Lächeln drüber hinweggeht,

3. bei schweren Uebertretungen die Raucher analytisch behandelt (ein wenig Kenntnis der psychanalytischen Technik nützt hier viel),

4. das Kind Kind sein lässt, als Selbstzweck betrachtet und mit dem Ideal der Erwachsen-Machung abbaut, damit es nicht aus dem Gefühle seiner Minderwertigkeit irgend einen schädlichen Ausweg zur Behauptung seines machthungerigen Ichs nötig hat.

*

Es ist für den Seelenforscher lehrreich, vom Kinde selber zu vernehmen, wie es «das Rauchen lernte» und wie es darüber denkt. Die unten folgenden Bekenntnisse stammen von Schülern der fünf letzten Schuljahre *.

1. Als ich in K. bei einem Bauern war, bekam ich einmal einen Franken. Damit kaufte ich eine kleine Tabakpfeife. Ein Knabe gab mir für einen Apfel eine Zigarre. Ich rauchte sie in der Pfeife. In der Nacht musste ich erbrechen. Am Morgen, als die Bäuerin in das Stübchen kam, sagte sie: Was hast du gemacht? Ich antwortete: ich habe zuviel gegessen. 5. Schj.

2. Als ich in den Estrich musste, nahm ich ein Messer mit und schnitt am Wäschekorb 10 Stück Nielen (Schlingpflanze) ab und nahm sie hinunter. Dann legte ich sie vor der Türe unter den Teppich und tat das Messer hinein. Dann ging ich wieder hinaus. Otto kam gerade hinunter. Wir gingen in den Vorkeller und rauchten. Er sagte, das beisse

* 11 bis 15 Jahre alte Kinder.

einen an der Zunge. Dann musste er erbrechen, und mir machte es gar nichts. 5. Schj.

3. Als ich und Christian Kartoffeln auflasen, sagte er: Wir wollen rauchen. Wir rissen Nielen von den Krätten (kleine Körbe) und rauchten sie. Es brannte mich an die Zunge, aber ich rauchte gleichwohl. Ich sagte zu ihm, sie haben guten Zug. Dann musste ich erbrechen. Ich rauche gleich noch.

4. Es war im Wald. Fritz hatte ein paar Zigaretten im Sack. Ich sagte: Gib mir auch eine! Er sprach: Erbrich dann nicht! Er gab mir zuerst zwei, und Hans gab mir Feuer. Und sagte: Du musst nicht so ziehen, sonst wirst sturm. Ich wurde sturm. Sie sagten: Bist selber schuld. Das macht doch nichts, sagte ich. Dann zündete ich die dritte und vierte an, und es machte mir nichts mehr. Seither rauche ich immer. 5. Schj.

5. In den Sommerferien nahm Ernst R. dem Vater immer Geld. Dafür kaufte er Zigarren und Zigaretten. Dann gingen wir an die Aare und rauchten sie. Bevor wir in die Küche gingen, spülten wir beim Brunnen noch den Mund aus, damit es der Vater oder die Mutter nicht merke. 5. Schj.

6. Wie ich das Rauchen lernte: Ich schaute dem Vater immer zu, wenn er rauchte. Einmal, als ich allein zu Hause war, suchte ich eine Tabakpfeife. Als ich eine gefunden hatte, nahm ich Tabak, stopfte und zündete an. Als ich etwa eine Viertelstunde geraucht hatte, kam auf einmal jemand hinein. Ich erschrak sehr und warf die Pfeife unters Bett. Ich ging hinaus. Es war nur Rudof R. Da nahm ich die Pfeife wieder hervor und rauchte gemütlich fertig. Dann stopfte ich gerade noch eine und gab sie Rudolf, damit er

nichts sage. Dann nahm ich noch die Jasskarten hervor und zuletzt tranken wir noch jeder ein Glas Wein. 5. Schj.

7. Ernst R. kam zu mir und sagte: Ich weiss was. Ich fragte: Was? — Ich habe zwei Bündlein Zigaretten, jeder nimmt eines, und der, welcher eher fertig ist ohne zu erbrechen, muss dem andern zwei Franken geben. Ich nahm immer zwei miteinander in den Mund und war eher fertig. Er musste mir zwei Franken geben, und ich kaufte noch einmal Zigaretten. Das Rauchen kann jeder Mann. 5. Schj.

8. Beim Hüten rauchten wir den ganzen Tag. Und als wir die Kühe heim trieben, rauchten wir immer noch. Dann musste ich erbrechen und bekam Schläge vom Vater. Ich durfte nie mehr auf die Weide gehen. Aber seither rauchte ich noch manchmal, er (der Vater) raucht ja auch. 6. Schj.

9. Als ich in die 2. Klasse ging, musste ich mit dem Knecht auf die Weide. Er hatte ein Paket Tabak und eine Pfeife. Er gab mir eine Stopfete. Ich zündete sie an und zog, bis nichts mehr drin war. Den Rauch schluckte ich fast allen, ich musste immer erniesen und husten. Aufs Mal musste ich erbrechen. Das machte nichts, er gab mir gerade noch einmal. Diesmal machte es mir nichts. Als ich leer hatte, bekam ich Hunger. Er gab mir Geld und ich holte Biskuits. Die Eltern fragten, warum ich so bleich sei, ich sagte es. Ich musste ins Bett und brauchte am Morgen nicht in die Schule zu gehen. 6. Schj.

10. . . . Als ich die drei Deutschen geraucht hatte, war ich ganz sturm. Darum rauche ich jetzt nur noch Zigaretten. Ich denke, Zigarren kann ich noch nicht ertragen. 6. Schj.

11. . . . ein Mann erwischte mich und riss mir den Stumpen aus dem Mund. Ich sagte: Ich bin bald aus der Schule. Wo hast du das Geld her, um Stumpen zu kaufen?

Das geht euch nichts an, sprach ich und sprang fort in die alte Baumschule. Es ist mir aber nicht schlecht geworden. 7. Schj.

12. Letzten Sommer rauchten B., L., R. und ich auf dem Schulwege Zigaretten. Das sahen einige Mädchen und verklagten uns in der Schule. Der Lehrer sagte uns, dass wir um 4 Uhr warten sollten. Wir wussten schon, um was es sich handle und hatten Angst. Da sagte uns um 4 Uhr der Lehrer, wir sollen heimgehn und am nächsten Mittag dann warten. Wir dachten, es gebe Schläge, B. und L. hatten schon bekommen. (Sind in einer andern Klasse.) Am Morgen hatte R. zwei Paar Hosen an. Ich schoppte das Nastuch, den Tintenlappen und zwei Tafellappen in die Hosen. Als es 11 Uhr schlug, warteten wir. Der Lehrer gab uns nicht Schläge, sondern Briefe, um sie nach Hause zu nehmen. Der Vater sollte sie unterschreiben. Ich gab meinen Brief Trudi und sagte ihr, sie solle ihn abgeben. Als es zum Essen läutete, durfte ich fast nicht hinein. Da fasste ich Mut und ging. Der Vater war in der Küche. «Ah, da chunnt dä Rouker!» Ich wurde ganz rot. Er sagte nichts weiter und gab mir nicht Schläge. Ich fragte dann Trudi, was er gesagt habe. He, er habe auch immer geraucht. 7. Schj.

13. Als ich als Zweitklässler bei der Grossmutter war, gab sie mir einen Franken. Damit kauften ich und W. Zigaretten und wir rauchten sie im Walde. Das war am Sonntag. Am Montag fragte die Grossmutter: Wo hast du den Franken? Zuerst machte ich einen Blöden und sagte kein Wort. Nachher sagte sie mir gottsträflich wüst. Das war langweilig zuzuhören. Da sagte ich, für was ich das Geld verwendet hatte. Da fing sie von neuem an. Ich sagte zu mir selbst: «We mi nume bau der Düfu nähm!» (Wenn

mich nur bald der Teufel holte!) Ich rauchte deswegen, weil es mich wunder nahm, wie eine Zigarette eine Kust (goût: Geschmack) hat. Und zum Trutz kaufte ich für die andern 50 Rp. auch noch Zigaretten. 7. Schj.

14. Wir sassen unser sechs Kameraden auf dem Mäuerlein: Plötzlich rief einer: Giele (Knaben, Kameraden), jtz fählen is no Rette! (Ziga - r e t t e n.) Es wurde zusammengesteuert und einer lief ab, um zu holen. Einer rief ihm nach: Aber de settigi mit Guwdrändli (Goldmundstück)! Dann wurde geraucht, dass es ganze Wolken gab. Auf einmal rief einer: Rette wägg, der Tschugger (Gendarm) chunt! Sie flogen hinter die Mauer. Wenn ein Mann kam, den wir nicht kannten, so steckten wir uns eine Zigarette hinters Ohr, dann meinten wir, wir seien junge Herren. Als ich heimging, musste ich erbrechen. Der, welcher mir dabei den Kopf hielt, musste nachher noch ärger als ich. Dann bekam ich in meinem Elend noch Schläge. Jetzt macht mir das Rauchen nichts mehr. Ich bin stark genug, um es zu ertragen. 8. Schj.

15. Als ich bei meinem Grossvater war, lernte ich rauchen, und zwar ganz anders! Sie hatten mir die Pfeife halb voll Pulver gestopft. Und damit ich es nicht merke, hatten sie ein wenig Tabak darüber getan. Ich nahm die Pfeife und steckte sie in den Mund. Ich zog und zog. Auf einmal fing die Pfeife an Feuer zu speuen. Ich hatte aber keine Angst. Da zersprengte es mir das Göhni (Pfeifchen). Und die andern konnten fast nicht mehr stehen vor Lachen. Ich hatte selber noch Freude daran. Sie machten es mir noch manchmal so, bis ich dann eine Zeitlang gar nicht mehr wagte, eine Pfeife in den Mund zu nehmen. Aber wenn ich an einem Orte einen Stumpen oder eine Zigarette vom Vater fand, so rauchte ich sie im Verschleikten (Verborgenen).

Da habe ich nicht immer Angst haben müssen, es sei Pulver drin.

Jetzt gibt mir das Rauchen gar nichts mehr zu tun. Heut zu tags rauche ich einfach, für mich wichtig zu machen und zum Plagieren. Damit ich meine, ich sei der Mann, der alles kann. Und dann kenne ich unsereinem (andere Knaben in seinem Alter) nicht mehr, wenn ich eine Zigarette im Munde habe! 8. Schj.

16. . . . Seit der Raucherei beim Hüten habe ich nicht mehr soviel geraucht. Weil es mir nicht mehr grad drum war, nicht etwa, weil ich hätte erbrechen müssen, oh nein, aber weil nicht recht mochte. Und wenn ich rauche, so muss es etwas gutes sein, etwa Parisien oder Milla. 8. Schj.

17. Als ich in die dritte Klasse ging, rauchte ich zum erstenmal. Es war im Schermenwald. Auf einmal nahm Otto K. Zigaretten hervor. Alle rauchten und mich wollten sie auch zwingen. Als ich nicht wollte, hatten sie Angst, ich würde sie verrätschen. Dann versprachen sie mir Schokolade, wenn ich auch rauche. Ich nahm eine und wusste noch fast nicht, wie sie in die Hand nehmen. Bald wurde es mir schlecht; sie gaben mir Aepfel und Schokolade, damit ich daheim nichts sage. Es war mir aber so sturm, dass es die Mutter merkte. Am Abend bekam ich vom Vater noch Wanz (Schläge).

Aber ich konnte mich doch nicht zusammen nehmen, und bald darauf rauchte ich wieder. Früher rauchte ich, um zu plagieren, jetzt aus Gewohnheit. Früher dachte ich, wenn ich rauche, so werde ich eher ein Mann, die rauchen auch alle. Jetzt, wenn einer Zigarette hat, so gelüstet es mich stark. Ich rauche nur noch, wenn ich bekomme. 8. Schj.

18. Wo der Fridu un ig eleinzi (allein) deheim sy gsi, seit er: Hänsu, chumm mir wei ga luege, ob der Vatter

d'Schlüssle bim Schaft abgno heigi. Si si no dranne gsi. Du hei mer der Schaft uf ta un em Euter (Elter: Vater) syner Chleider erläse, gob er öppe no nes Stümpeli drinne heig. U richtig, bau hei mer zwöi gha u sen uf der Louben usse gnäblet. Gly het der Fridu müessen obenab gä (sich erbrechen) wi ne Gärbihung. I ha ne no usglachet u gseit: Ghei de nit no use! er het drum eso fescht über d'Louben us gha. I ha gmüetlich a mym Stumpe wytersch zoge. Du seit er: Chumm, mir wei yche, nachär wotti de ga putze, das es ds Müeti nit gseht. Chuum isch er dinn, chunnt d'Muetter ufe: E, was hesch Fritz, dass den eso bleich bisch. Er nimmt der Fäghudu u geit use: Es isch mer nit guet. Du wott ihm ds Müeti na u seit: Was wosch jetze da? Fridu seit ke Wörtli u chunnt wider yche, winkt mer u chüschelet: d'Chatze heis scho gfrässe, mi gseht nüt meh.

Gmerkt hei si nüt, bis du ds Lysu em Fridu einisch ds Portmonee wott us em Sack näh. Muetter lue, wo het ächt dä die Sigari gno? Z'Abe het se der Vatter übercho. I ha du gseit, Fridu heig die Stümpen uf der Stäge funge. Het er öppe vo denen azündet gha, wo ihm da eismau isch schlächt gsi? I ha gseit nei, u bi usen em Fridu ga säge, was i ne agä heigi, un er sou de o das säge. Der Vater het wytersch de nümm viu druf gseit. Nachär hei mer ihm gäng gno, u du het er is einisch verwütscht. U du het er d'Schlüssle eso versteckt, dass mer se niene meh funge hei. Jetze han i es Pfyffli u gchotzet (erbrochen) hani no nie. 8. Schj.

19. ... Man wird so fröhlich, wenn man raucht. Die Knaben sagten immer, das Rauchen sei gesund. Ich dachte, das ist schon möglich und rauchte immer. Als es mir jedesmal übel wurde, dachte ich, warum es den Männern denn nicht schlecht werde. Sie haben schon mehr geraucht, als

ich, sie mögen es jetzt aushalten, sie sind stark genug. 8. Schj.

20. ... Ich rauche, weil ich glaube, so könne ich etwas machen, was die Männer. Und wenn mich einer sieht, so meint er, ich sei schon aus der Schule. Der Karrer hat mir auch gesagt, es verbrenne die Krankheiten. Viele sagen, man müsse erbrechen, und das ist nicht wahr; ich hatte immer Freude, weil ich nicht erbrechen musste und glaubte, ich könne etwas. 8. Schj.

21. ... Später, als mir einer das Gift in einem Nastuch zeigte, hörte ich ein wenig auf. Herr X. hatte uns (in der Schule) gesagt, das schwäche das Hirn. Und als ich dann auf die Dauer nicht widerstehen konnte und wieder zu rauchen begann, meinte ich, ich hätte schon keinen Willen mehr. 8. Schj.

22. Zuerst, es war im 2. Schuljahr, rauchte ich mit einem Kameraden Ibschenstengel. Dann nahm ich meinem Bruder die Tabakpfeife; aber weil ich keinen Tabak hatte, so rauchte ich Laub und tat, als wäre ich ein Mann. Auf einmal musste ich erbrechen. Von da an rauchte ich immer Zigaretten. Jetzt wollte ich schon, ich könnte nicht mehr rauchen; aber ich kann es nicht mehr gut abstecken. Ich meinte, ich könne mich meinen, wenn ich eine Zigarette im Munde habe. Einmal, als ich Zahnweh hatte, gab mir die Mutter noch Geld dazu, um Rauchzeug zu kaufen. 8. Schj.

23. Wir rauchten Deutsche ... wir konnten sie fast nicht im Munde halten. Kaum hatte ich sie herunter, so musste ich erbrechen. Als ich nach Hause konnte, dachte ich bei mir selbst, das Rauchen sei doch für nichts. «Rauchen, das tust du nicht mehr.» Aber die andere Woche rauchte ich wieder, und von da an immer. Ich kann nicht mehr aufhören. Heute Mittag rauchte ich auch. (Wirts-Sohn!) 9. Schj.

24. Als ich das 1. Jahr zur Schule ging, rauchte ich zum erstenmal. K., F. und ich kauften Zigaretten. F. hatte das Geld zuhause gestohlen,und ich sagte ihm, er solle dafür Zigaretten kaufen. Die Verkäuferin fragte ihn, für wen er sie holen müsse. Für einen Mann, sagte er. Sie gab ihm, er kam. Ich fragte die Mutter um Zündhölzchen. Sie fragte, für was ich sie wolle. Ich log, um an der Aare ein Feuer zu machen. Da gab sie mir, und am Bord hinter einem Gesträuch rauchten wir. Fritz K. sagte: «Wenn jetzt die Lehrerin dazu käme! Die würde uns eins durchhauen!» Ich entgegnete: «Wenn die käme, so würde ich ihr eine Zigarette geben, und sie würde nichts mehr sagen. Ich habe sie auch schon rauchen sehn!» Da kam gerade mein Bruder daher, wir bekamen Angst und sagten freundlich: «Willst du auch eine?» Er nahm eine, warf sie in die Aare und lief heim, es der Mutter zu sagen. Wir durften fast nicht mehr heim. Ich bekam keine Schläge, musste aber «ungegessen» ins Bett. Da dachte ich, ich wolle nie mehr rauchen. Aber je älter ich wurde, desto mehr rauchte ich auch. Denn ich hatte es mir angewöhnt, und wenn ich es nicht mehr täte, glaube ich, ich könnte fast nicht mehr sein. 9. Schj.

25. Als ich nach Seedorf ging, traf ich meinen älteren Bruder an. Er rauchte eine Zigarre. Ob er mir auch eine gebe, fragte ich ihn. Er zog das Etui hervor und gab mir eine. Damals konnte ich das Kunststück nicht so wie heute. Denn ich meinte immer, das Rauchen sei eine Kunst. Ich zog und zog an der Zigarre, bis sie verraucht war. Ich wurde ganz bleich. Als wir heimkamen, fragte uns die Mutter, was mit mir sei. Ich sagte, das wisse ich nicht. Als es das erstemal so glücklich gegangen war, rauchte ich häufig.

Letzte Weihnacht fragte mich der Vater, ob ich auch schon rauche. «Ja, schon lange», sagte ich. «Ich will jetzt

schauen, ob du nicht erbrechen musst», sprach er und gab mir eine Zigarre. Die rauchte ich gemütlich herunter. Da sagte mein Bruder, ob ich jetzt «lüngelen» * könne. «Gib mir noch eine, ich will dann probieren», sprach ich. Er gab mir eine; aber es wollte nicht recht gehen.

An einem Sonntag ging ich mit A. in den Wald. Wir rauchten und ich sagte: «We jtz e Leischt (Lehrer) chäm, i tät ömu ds Sigarettli nit dänne!» Als wir so weiter gingen, kam plötzlich Herr Lehrer X. «Sooo — jtz gseht me nech wider einisch! Wäär het Zigarettli!» Ich nahm das Druckli aus der Tasche und zeigte sie ihm. «Ja, gimerse nume!» Da gab ich sie ihm, seither grüsse ich Herrn X. nicht mehr. 9. Schj.

26. Als ich und mein Bruder einmal die Ziegen hüteten, sagte ich: «Du, Fredu, i ha no nes Zwänzgi! Hesch o no öppis?» Er hatte noch 30 Rappen, gab mir sie und sagte: «Gang hurti zu Nydeggersch u reich es Druckli Viktoria!» Ich ging voll Freude ins Lädeli: «As Druckli Viktoria!» — «Für wän wosch se, Buebli?» — «Für eina i der Fabrigga!» — «Ischs de nit für di?» — «Ja wohär!» sagte ich und ging mit den Zigaretten hinaus. Als ich wieder zu meinem Bruder kam, sagte er: «Du hesch jtz lang gmacht!» — «Ja, we sie gfragt het, für wän dass sie sygi!» — «Hesch jtz gseit, sie syg für üüs?» — «Nei, für ne Fabriggler, hani gseit!» — «Du hesch rächt gha!» Da sagte ich ungeduldig: «So gib mer itz eini, i bi sen o ga reiche!» — «Aber chotz mer de bim Tonner nid!» — Ich nahm die Zigarette und rauchte sie mit grossem Stolz, hielt sie in einer Mundecke und schaute dem Rauch nach. Mein Bruder sagte: «Chaisch nid lüngele? Lueg, muesch der Rouch nume grad mit der Luft ache zieh.»

* Rauch in die Lunge ziehen.

Ein anderes Mal sass ich mit dem Vater am Tisch. Er rauchte seine Pfeife und sagte: «Hesch o scho groukt?» — «Sowieso!» — «So weimer jtze grad luege, ob d'nit chotzisch!» — Er gab mir einen Stumpen, den ich gemütlich rauchte. Nachher sagte er: «Wenn i di wär, tät i nie roucke; aber das isch ja de dy Sach; ds Rouken isch eifach a junga Stouz un a auta Bruuch!» So wie mein Vater, so denke ich auch. Aber deswegen rauche ich gleichwohl, wie er übrigens auch. 9. Schj.

Obenstehende Aufsätze zeichnen sich durch recht grosse Offenheit aus. Diese wurde dadurch erreicht, dass die Beichten auf Zettel (nicht ins Aufsatzheft) geschrieben wurden und ich den Knaben mein Wort gab: was auch ans Tageslicht komme, ich würde es nicht zu «Schulgerichten», Klagen an die Eltern, Moralpauken und ähnlichen Stänkereien verwenden, ich wolle bloss wissen, wie sie zum Rauchen kamen und sich dazu verhalten. Dass einige das Rauchen als ein Uebel empfinden und ihnen bange ist, weil sie ihm nicht widerstehen können, das ahnte ich nicht. Die Betreffenden lud ich ein, einzeln zu mir zu kommen, vielleicht könne ich ihnen helfen.

Und nun sage mir einer, ob da Prügel oder irgend ein anderes professenhaftes Schulmeister-Mittelchen einen Zweck hätte.

Vom Rauchen II.

Leo Bucher hat geraucht. Er wurde mir von einem Bürger verklagt, dem er das «böse Maul angehängt» hat, als ihn der Mann warnte.

«Du habest geraucht?»

«Ja!»

«Wann?»

«Gestern Abend. Und vorher ein paar Mal!»

«Erzähle!»

«Als ich Milch vertrug, kaufte ich bei Messmers Zigaretten. Für Achtzig, ‚Basma'. Es sind zwanzig Stück drin. Unser Emil raucht auch immer ‚Basma' . . .»

«Warum berichtest du mir auf einmal von eurem Emil? Der ist bald ein Mann, ihm ist das Rauchen erlaubt.»

«— — —»

«Soll ich die Klasse fragen, was du mit mir willst, wenn du mir nun von Emil, anstatt von dir erzählst?»

Er schaut mich böse an, nimmt einen Anlauf zum Reden und senkt den Kopf dann wieder. Er beginnt zu weinen.

Leo sprach von seinem Bruder Emil, um von sich selber abzulenken. Nun schweigt und weint er aus Feigheit, aus Angst. Wenn er Angst hat und weint, so kann er nicht antworten, es würgt ihm ja die Kehle zu. Und das — will er gerade: nicht antworten müssen! Die Angst, das Weinen ist ihm eine Sicherung. Schwach, hilfsbedürftig, mitleiderweckend sein, rühren: das ist ein Trick, den das Kind instinktiv ergreift, wenn es Strafe fürchtet oder irgend etwas, das schwer ist, das ihm nicht unmittelbar Lust bietet.

Ich kenne jedoch mein Bürschchen. Es ist der gleiche, der mir als freien Aufsatz einmal schrieb:

«Ich bekomme nur Schläge, wenn ich etwas bosge. Dann spüre ich es zum voraus. Es wird mir ganz heiss . . . Der Vater prügelt mich durch. Ich schreie, so laut ich kann. Wenn ich zu hart brülle, dann hört er auf. Das Schreien kommt ihm auf die Nerven.»

Ich neige mich zu Leo: «Nun weinst du, damit du mir nicht zu antworten brauchst, damit ich dich bleiben lasse. Aber es nützt dir nichts. Du musst mir jetzt Antwort geben . . .»

«Ru-dolf-Weber-war-auch dabei!» drückt er hervor, mich unterbrechend. Wieder eine Ablenkung, denke ich. Weil ich aber Leo ausweinen lassen will, so rufe ich den zweiten Sünder, einen Milchhändlerssohn hervor, dem am Abend vorher Leo die Milch vertragen half.

«Gelt, du warst feige, Ruedi! Siehst, dass dein Kamerad hier vorn steht, weisst dich mitschuldig und — kommst nicht freiwillig hervor! Ein Feigling, so ein Feigling bist du, Ruedi, das hätte ich nicht von dir gedacht!»

Es rührt sich in der Klasse. Rote Köpfe, Verlegenheit. Unschuldig sein sollende Mienen von anderen Feiglingen —.

«Lehrer, ich habe gestern Abend auch geraucht, aber in Worblaufen.»

«Ich auch, in den Ferien, beim Hüten . . . ich auch . . . ich auch . . .»

«Sitzt nur ab. Altes wollen wir nicht hervorkramen. Der da (Rudolf) aber rauchte mit Leo, drum hätte er sich melden müssen, als ich mit Leo wegen gestern abend zu reden anfing. Geh du nur an den Platz, Ruedi, aber denk dran, für so einen hielt ich dich nicht . . .»

Er weint, er geht nicht an den Platz.

«Was willst du noch?»

«Lehrer!» presst er hervor, «gebt mir Strafe!»

«Nein . . .»

«So sagt es dem Vater . . .»

«Schau, ich weiss, warum du Strafe willst: dann ist die Sache vorbei, denkst du, dann bist du kein Feigling mehr, dann hast du ‚abverdient', gelt. Ja, drum soll ich es auch

deinem Vater sagen! Sag du es ihm selber! Und komm und sag es mir jedes Mal, wenn du rauchst — dann will ich es glauben, dass du kein Feigling mehr bist — oder: wage es, dir heute das Versprechen zu geben, nie mehr zu rauchen während deiner Schulzeit . . .»

«Ich verspreche es euch . . .»

«Nein, d i r sollst du es versprechen, d u sollst selber so stark sein, wenn du das kannst — ich weiss: viel leichter ist es für die meisten unter euch (ich wende mich an die ganze Klasse, die gespannt aufpasst), zu rauchen, als nicht zu rauchen. Aber viele unter euch sind eben solche Schwächlinge, dass sie das Schwerere nicht zuwege bringen.

Zum Beispiel: es stehen zwei beisammen und haben Zigaretten; nun kommt ein Dritter hinzu. Nimm auch eine, sagen die ersten. Nein, gibt der Dritte zur Antwort. Wenn du keine nimmst, lachen ihn die ersten aus, nun, dann bist ein Höseler, einer, der sich wohl noch wegen einer Zigarette erbrechen müsste, einer, der nichts ,verleiden' kann, ein Mädchen bist. Und dann? Dann wird er feige und nimmt eine.

Das ist viel leichter als den anderen zu widerstehen. Wer von euch bringt das zuwege? Sicher nicht ein Halbdutzend!»

Der Worblaufer von vorhin steht auf: «Lehrer, das bringe ich zuwege!» ruft er eifrig mit rotem Kopfe und zusammengezogenen Augenbrauen.

«Ich will dich dann in anderthalb Jahren fragen, ob du es von heute an zuwege brachtest. Also, wenn du willst, ist die Sache abgemacht, wenn du aus der Schule kommst, so frag ich dich!»

(Wie ich den Knaben kenne, wird er sich halten. Mein Erfolg ist zwar kein tiefer: ist der Knabe aus der Schule, so

wird er «nachholen» — dennoch ist der Erfolg besser als einer durch Strafen.)

«Ich werde auch zu euch kommen, wenn ich aus der Schule komme», sagt Rudolf Weber resolut, « dann könnt ihr dann sehen, dass ich gar nicht ein Feigling bin!» Und er geht an den Platz.

Ich unterdrücke ein Lächeln. «Vielleicht ist diese versäumte, nicht pensumgemässe Stunde die fruchtbarste des Jahres», denke ich und wende mich wieder dem ersten Sünder zu.

«Du weisst nun, warum du mir von Emil und Rudolf berichtetest?»

Er zögert. Hände strecken sich empor. Er sieht sich von der ganzen Klasse durchschaut.

«Ich fürchtete und schämte mich.»

Die Antwort überraschte mich wegen ihrer Klarheit. Ich fühlte, dass nun ein Tor weit offen stand, das vorher mit hundert Sicherungen verriegelt war. Der lauernde Ausdruck der Furcht wich von dem Antlitz des Knaben. Frei antwortete er mir nun auf meine Fragen, als ob er über einen anderen geredet hätte. Die Aussprache mit der Klasse hatte ihn mürbe gemacht, hatte ihm die Hemmungen genommen. In der Pause redete ich mit ihm allein.

Emil, sein Onkel und Götti, hatte ihm am Sonntag zwei Franken geschenkt. Davon legte er einen Teil ins Kässchen, den anderen band er ins Nastuch, um damit bei Gelegenheit Zigaretten zu kaufen. Als er seinem Kameraden Weber Milch vertragen half, musste ihm dieser im Spezereilädelchen zu rauchen holen.

Leos Vater ist Pferdewärter. Man sieht ihn gewöhnlich mit einer Stummelpfeife oder einem Stumpen im Munde. Seine Kinder erzieht er sehr strenge, wie auch er einst strenge

erzogen worden war. «Eine Tracht Prügel gereichte noch niemand zum Schaden», sagt er etwa, oder: «Es hat noch kein Mensch zu viel Schläge bekommen, wohl aber viele viel zu wenig.» Leo gehorcht ihm aufs Wort. Dafür kann dann die Mutter nur dann etwas mit ihm anfangen, wenn sie ihm droht, sie verklage ihn beim Vater, er sei unfolgsam gewesen.

Leo rauchte schon als kleiner Bub. Zuerst erwischte er seines Grossvaters Pfeife. Der Vater ertappte ihn damit auf der Laube, er musste lachen. «So ein kleiner Knopf, sieh mal einer», sagte er, oder etwas ähnliches, das Leo eher als Ruhm und Anerkennung, denn als Tadel vorkam. Ein anderes Mal aber musste der Junge dann erbrechen. Da gab es Prügel. Obendrauf wurde die Geschichte noch dem Götti erzählt, was Leo das unangenehmste an der Geschichte war, denn er liebt und achtet seinen Götti mehr als seine Eltern und Geschwister.

Onkel Emil wohnt in K. und besitzt ein Milchgeschäft. Er hat es vom armen Milchverträger so weit gebracht, sein Handel gedeiht, und der junge Mann wird von der ganzen Familie Bucher sehr geachtet und geschätzt. «Der wird noch reich, ob lange vergeht», sagt etwa Herr Bucher, wenn von Emil die Rede ist. Als was für eine Tugend der Gelderwerb und Geldbesitz in einer Proletarierfamilie gilt, ja, dass er gleichsam als «die Tugend an sich» verehrt wird, das beweist die Tatsache, dass das Ideal des Arbeiters im allgemeinen darin besteht, wenigstens so «reich» zu werden, um in seinem Alter ein Kleinrentner-Dasein zu führen. Das ist ja sehr begreiflich, so irrtümlich es ist, sein ganzes Sinnen und Trachten in der Jugend auf den Erwerb zu richten: im Alter ist der Mensch nicht mehr imstande, die Früchte seines Lebens zu geniessen — wenn nicht indessen eine «Geldverschlechterung» eingetreten ist und all das Sparen illusorisch

gemacht hat ... Vater Bucher redet oft davon, auch noch einen Milchhandel anzufangen.

Emil ist leidenschaftlicher Zigarettenraucher. Als er einst bei Buchers auf Besuch war, belächelte ihn Herr Bucher deswegen. Das Pfeifen- und Stumpenrauchen sei billiger und gesünder, behauptete er. Emil lachte auch. Er vermöge schon Zigaretten zu rauchen, was viel vornehmer sei als ein Stumpen oder eine Pfeife, und er habe sich so gewöhnt, dass er das Zigarettenrauchen ganz gut vertrage. Leo horchte dem Diskurs gespannt zu.

«Was willst du werden, wenn du aus der Schule kommst?» frage ich ihn nun, denn der Grund, warum er raucht, ist mir klar geworden.

«Ich gehe zu Emil als Milchbursche. Und wenn ich genug Geld habe, so werde ich auch ein eigenes Geschäft anfangen.»

«Weisst du, warum du rauchst, warum du auch Zigaretten rauchst, nicht mehr Pfeife ...»

«Ja!» (Wird rot.)

«Wie der Götti werden, das willst du. Der hat's weit gebracht, sogar der Vater bewundert ihn. Du willst dem Vater zeigen, dass du so viel wert bist, als der Götti.

Nun tust du, a l s o b du schon wie der Götti wärest. Verträgst Milch und rauchst Zigaretten. Ist's nicht so?»

«Doch!»

«Siehe, wir Menschen tun vieles so, a l s o b etwas wäre, das nicht ist. Der kleine Bub legt des Vaters Hut auf und meint, nun sei er der Vater. Das kleine Mädchen setzt sich an Mutters Platz am Tische und sagt, es sei die Mutter. Ein Knabe flucht wie der Melker und meint, nun sei er wie der Melker, so stark, so alt. Du rauchst, um den Götti zu spielen, wie in einem Theater. Und Zigaretten, um dem

Vater zu zeigen — natürlich nur in Gedanken — dass du der Vornehmere bist als er.

Jetzt weisst du, warum du rauchst . . .

Du kannst gehn!»

Weiter sagte ich nichts. Ich glaube, es war auch nicht nötig.

«Der Lehrer hat kein Gefühl für das Kind.»

Ich teilte jedem Schüler ein Blatt Papier aus, hiess das Rechnungsheft als Unterlage nehmen und kündigte eine Geschichtsprobe an:

«Frischhans Teiling».

Wir hatten in der Woche vorher von dem Siege bei Giornico gesprochen — in einer Geschichtsstunde alten Stils, recht patriotisch und kriegerisch begeistert. Nun wollte ich sehn, was geblieben war.

Hanna Graber gab den Zettel leer ab. Nur die Ueberschrift setzte es hin. Doch unten am Blatt schrieb es: «Ich habe die Geschichte vergessen. Ich denke immer an das Kochen und nicht an Frischhans Teiling.» Und in einer Ecke stand mit Rotstift: «Note 4.»

Welch eine Unverschämtheit, dachte ich, das bin ich doch sonst von dem Mädchen nicht gewohnt. Dem musst du mal tüchtig die Leviten lesen. Und dann noch wie zum Hohn: Note 4!

Ich ärgerte mich, ich war erschrocken, weil ich Hanna doch niemals für so frech eingeschätzt hatte. Wie ich nun über die Art und Weise nachdachte, wie man «hinter das Mädchen müsse», um ihm seinen Teufel auszutreiben, schien mir auf einmal merkwürdig, dass Hanna nicht Note 5 geschrieben hatte. Eine 5 ist die Note, die für «sehr schwache»

Leistungen gegeben wird. Und im Nachsinnen fiel mir plötzlich der Titel eines Buches in den Sinn: «Der Lehrer hat kein Gefühl für das Kind!» — Der Einfall störte mich, so wie einen etwa eine Gassenhauermelodie stört, die einem beständig obsediert. Ich suchte mich vor mir selber zu verteidigen: du hast doch Gefühl für die Kinder, da kann sich niemand beklagen. Ich nahm mir vor, das Buch mit dem sonderbaren Titel zu kaufen (gleichsam, um mich zu überzeugen, dass ich Gefühl für das Kind habe); aber die Obsession wich nicht. Nun ärgerte mich diese noch mehr als die Unverschämtheit der Hanne.

«Was hast du mir da für eine Frechheit geschrieben!» fragte ich Hanna, die ich nach Schulschluss drinnen behielt. Das Mädchen senkte den Kopf. Es blickte mich dazu nicht gerade gescheidt an; ich merkte, dass ich es erschreckt hatte mit meinem in scharfem Tone ausgesprochenen Vorwurf.

«So ist es», sagte es dann einfach. «Ich musste immer an das Mittagessenkochen denken. Und von Frischhans Teiling wusste ich sicher gar rein nichts mehr!»

Der Fassung und dem Tone der Antwort des Mädchens merke ich an, dass mehr seine Naivetät, als Ungezogenheit es zu der Niederschrift brachte, die mich so aufregte. Darum ändere ich den Ton. «Musst du oft kochen?»

«Ja, in letzter Zeit immer. Die Mutter wascht in der Stadt und kommt immer erst abends heim. — Und dann sind sie manchmal nicht einmal mit mir zufrieden.»

Nun ist mir klar, dass es immer an das Kochen denkt. Sein Vater ist oft böse mit ihm. (Aufsatz vom zerbrochenen Teller.) «Ich verstehe, dass du die Geschichte vergessen hast. Aber das, was du mir auf den Zettel schriebst, klingt

gerade so, als wolltest du dich über mich lustig machen, das hat mich gekränkt.»

«Ich habe Euch nicht kränken wollen. Aber ich habe einfach keinen rechten Sinn für Geschichte. Es bleibt mir nichts. Ich wollte ja selber, es wäre anders. Und dann . . .» Es stockt. Ich warte eine Weile. Es blickt mich zweifelnd an.

«Was, ,und dann'?»

«Ich weiss nicht, ob ich's sagen darf. Ihr nehmt es mir wieder übel . . .»

«Rede nur heraus, was es auch sei!»

«Ja nun: ich habe das Gefühl, ich komme ohne die Geschichte durch die Welt, wenn ich im Frühjahr aus der Schule komme. Aber kochen muss ich können. Diese Kriege, das ist nicht für uns Mädchen, auch die andern (Kameradinnen) haben nicht gerne Geschichte. Man vergisst sie ja immer wieder, auch die Gescheidtesten» (vergessen sie).

Nun bin ich fast um die Antwort verlegen. Sage mir einer: hat das Mädel etwa nicht r e c h t ! Wie ein Schüler stehe ich vor ihm — und studiere mir rasch eine Sophisterei zuwege, um die «Wissenschaft», um den Lehrplan zu retten, denn er befiehlt: das und das ist zu «behandeln».

Ob es nicht auch glaube, dass ihm ein gutes Gedächtnis einmal zustatten komme, frage ich Hanna. — Doch! — Gut, das Gedächtnis müsse man eben ausbilden, dazu eigne sich neben anderem auch die Geschichte . . . Ich weiss nicht, ob es mich ernst nahm . . . Es war fadenscheinige Weisheit. Mit einem Sprung rettete ich mich aus der heiklen Situation: «Sag mal: du hast gar nichts von Teiling geschrieben, warum machst du dir denn als Note nur eine 4 und nicht eine 5?»

«Wenn ich doch weiss, wie man Suppe, Blumenkohl, Rindsbraten, Reisbrei, Makkaroni kocht und wie man sterilisiert und Konfitüren macht — da dachte ich, ‚sehr schwach' sei ich doch nicht!»

Ich musste herzlich lachen, gab ihm die Hand und liess es ziehen. Es hatte mich geschlagen, ich wusste keine Ausrede. Doch befriedigte mich das angenehme Gefühl, «Gefühl für das Kind» zu haben.

Vom «Rätschen» (verklagen, angeben).

Zu Beginn des Unterrichtes tritt an einem Morgen der Fünftklässler Hans Matter zu mir. Er ist niedergeschlagen.

«Lehrer, der Ruedeli Tanner ruft mir immer so Uebernamen nach, es ist eine Schand!»

«So — —»

«Ja, es ist eine Schand! Man darf fast nicht sagen, wie!»

«Und was tust du dagegen?»

Pause —

«Nun!»

«Ich schlage ihn ab — schon dreimal habe ich ihm schwer Schläge gegeben — — — dann springt er davon, und sobald er hinter der Gartentür ist, so brüllt er mir ärger nach als zuvor!»

«So — und nun meinst du, i c h soll etwas dagegen tun?»

«Ja, die Mutter hat es auch gesagt, ich soll Ruedeli einmal bei Euch verklagen, Ihr würdet es dann seiner Lehrerin mitteilen, damit er bestraft werde.»

«Wir wollen zuerst sehen, Hans, ob du auch alles getan hast, um ihn zum Schweigen zu bringen —»

«Oh — ich hab ihm tüchtig gegeben!»

«Stell dir mal vor, Hans, ein älterer Knabe habe dich durchgeklopft — tüchtig — du hast dich nicht wehren können — er ist viel kräftiger als du — du hast Beulen, und alles tut dir weh — würdest du das stille leiden, oder wie liessest du in dem Falle deinen Zorn aus?»

«Ich würde ihm sagen, er bekomme dann schon noch —»

«Sagen — nur so sagen?»

«Schreien!»

«Das glaub ich eher. — Vielleicht würdest du ihm im Zorn sogar ein Schimpfwort zurufen, was meinst du?»

«Das glaube ich auch!»

«Und wenn er dir dafür nun noch mehr Schläge gäbe?»

«Ich sagte es dem Vater oder Euch —»

«Und dann, wenn ich dem Knaben verböte, dir etwas zu tun, wäre dann der Streit aus? — — — Nun?»

«Vielleicht würde er warten bis in die Ferien —»

«Du siehst, der Streit kann nicht fertig werden, solange einer über den andern noch zornig ist. So wie du es hättest, so hat es Ruedeli mit dir! Er ist der Schwächere, er kann sich nur mit dem bösen Maul wehren. Mit Schlägen wird die Geschichte nie fertig!

Wir wollen sehen, wie du es machen musst, um Frieden mit Ruedeli zu schliessen.

Was tust du, wenn dir euer Maxli (sein 3jähriges Brüderchen) zürnt?»

«Ich bringe ihn auf etwas anderes!»

«Wie machst du das?»

«Ich zeige ihm etwas, damit er den Streit vergisst. Oder ich erzähle ihm etwas. Oder ich gebe ihm etwas.»

«Also, du siehst, wenn man lieb und freundlich ist, so müssen die andern auch lieb und freundlich sein; sie vergessen den Hass! — — —

Jetzt frag mich aber nicht mehr, was du mit Ruedeli tun musst — du weisst es ja selber!»

«Ich — soll dem — — etwas geben! — Dem mag ich aber nichts geben — dem —»

«Nichts — warum denn nicht?»

«Weil ich ihn hasse!» Der Zorn rötet das Gesicht des Buben, unwillkürlich ballt er die Hände.

«So, dann bist du eben selber schuld, wenn dich Ruedeli auch hasst. Denn dein Hass erweckt bei ihm auch nur Hass, sowie deine Freundlichkeit nur wieder Freundlichkeit erweckt — denk an Maxli!

Du siehst nun, dass es gar nichts nützte, wenn ich mich in deine Händel mischte, ich und Ruedelis Lehrerin können da rein nichts machen, damit euer Hass verschwindet. Das müsst ihr beiden schon von euch aus tun. Du bist der ältere, an dir ist es, anzufangen. Geh jetzt, und denk darüber nach!»

Einige Tage später meldete mir Hans Matter mit strahlendem Gesicht, nun sei der Friede wiederhergestellt. Er habe dem Ruedeli eine Handvoll Marmel geschenkt. Und seitdem habe das Uebernamenrufen aufgehört. Und — Ruedeli habe ihm zum Geburtstag eines seiner Silberkaninchen versprochen.

*

«Lehrer! Das Marie Steiner hat Ohren am Rechnungsheft!» Mitten in der Stunde macht sich auf diese Weise ein schmächtiges Bürschchen der fünften Klasse wichtig.

Ein Blick überzeugt mich, dass der Kläger sein Heft bereits weggelegt hat. Sofort ist mir der Fall klar. Der kleine Pharisäer muss am Schopf gefasst werden!

«Höre, Schlunegger, eigentlich wolltest du mir von deinem Heft etwas sagen!»

«Nein —» weint er.

«Doch!» rufe ich. «Jetzt sag mir sofort: was ist mit deinem Heft?» Ich öffne den Pultdeckel des Knaben.

«I — ich h-habe ein Loch im Heft. Und K-Kleckse!»

Richtig, auf einer Seite des Heftes finde ich eine durchradierte Stelle.

«Das Lineal hat geschmiert», heult der Sünder.

Also schon wieder ein Auskneifen. Diesen Kerl nehme ich nach der Stunde zu mir. Er muss mir alle seine Feigheit gestehen. Zerknirscht schicke ich ihn heim. Er weiss, dass ich ihn durchschaue.

Er will sich Geltung verschaffen, indem er andere versenkt, denn er kann das mit seiner Arbeit nicht tun: seine Leistungen sind nur mittelmässig. Dass er schuldig ist, wie jeder andere, das weiss er im Grunde seines Herzens wohl. Doch er übertüncht seine Schuld, indem er sich zum Richter über seinesgleichen aufwirft.

Wie viele solcher Typen laufen auf der Welt herum — —.

Und wie manchen solchen Unausstehlichen könnte die Erziehung korrigieren, indem sie ihn früh genug entlarvte!

Aennchens Husten.

Mein dreijähriges Töchterchen hatte die Unart, mitten in der Nacht eine Zeitlang heftig zu husten. Ein trockener, keuchender Husten . . .

«Am Ende bekommt es den Coqueluche!» (Keuchhusten) meinte besorgt meine Frau und brachte ihm jeweilen ein Teelöffelchen voll Honig, wenn der Anfall begann. Das milderte den Hustenreiz, und die Kleine schlief ein paar Mi-

nuten nachher wieder ein, oder versuchte das wenigstens. Denn das jüngere Brüderchen erwachte in der Regel bei Aennchens Anfällen und liess dann seine Sprechkünste los. Hansi jauchzte und radebrach allerlei Worte, die er etwa gehört hatte, und sicher dauerte sein Vortrag eine geschlagene Stunde. Er hielt das Mädel wach, das sich dann in seinem Bettchen hin und her wälzte und den Kleinen aufforderte, zu schweigen. Der Erfolg war, dass er Aennchens Worte prompt nachsprach und ihm zukrähte.

«Vielleicht ist es dem Hexlein nur um das Süsse zu tun!» vermuteten wir schliesslich. Da wir wussten, dass Kinder oft ein starkes Bedürfnis nach Zucker haben (andere lieben im Gegenteil Salz), wurde nun Aennchen tagsüber viel Süsses verabreicht. Es kamen Kakao, Griesbrei, süsses Hafermus, Obst und Honig auf den Tisch. Zum Imbiss erhielt Aennchen mit Honig gesüsste Milch oder Brusttee.

Auch wurde es, sobald die Sonne sank, in die Stube gerufen, damit es sich ja nicht erkälte. Wir zogen ihm wärmere Kleider an. Es nützte nichts.

Wir machten die merkwürdige Beobachtung, dass Aennchen während des Tages und der ersten zwei bis drei Stunden Schlafes gewöhnlich nicht hustete. Auch verlangte es, wenn die Mutter bei Anlass seiner Anfälle ins Kinder - Schlafstübchen trat, nie nach Honig oder Sirup. Einige Worte, die sie zu ihm sprach, genügten, um es zu beruhigen.

In einer Nacht nun ging ich an Aennchens Bett, als es zu husten begann. Als es mich sah, verstummte es und schaute mich mit grossen Augen an.

«Is Mueti o da?» (Ist die Mutter auch im Bett?)

«Ja, es schläft, weck es nur nicht mit deinem Gehuste!»

«Aha!» sagte es mit altkluger Gebärde und machte Anstalten zum Weiterschlafen.

Mir aber wurde der unheilbare Husten plötzlich verständlich. Um so mehr, als sich am Morgen zwischen Mutter und Töchterchen folgendes Gespräch entwickelte:

«Gäll Mueti, Vatti chunt, won i ha huestet!» (Gelt, Mutter, der Vater kam, als ich hustete!)

«Ja!»

«Bis du ou Betti tsi?» (Warst du auch im Bett?)

«Ja, glaubst du, der Vater lüge dich an, er hat es dir doch gesagt!»

«Mm — hani meint, sygs zum Tanti!» (Ich habe geglaubt, du seist zur Tante auf Besuch.)

«Nein, ich war sicher im Bett!»

«Gäll, Anneli cha ou mit zum Tanti!» (Gelt, Anneli darf auch mit zur Tante.)

«Am Sonntag dann, ja!»

Wir hatten wirklich vor einiger Zeit davon gesprochen, an einem Abend zu unseren Verwandten zu gehen, die in einem Dorfe in der Nähe wohnten. Aennchen hatte unser Gespräch mit angehört. Es fiel uns ein, dass es unmittelbar darauf von dem Husten befallen worden war. Gerade der «Krankheit» Aennchens wegen wurde der Besuch nicht ausgeführt.

Am darauffolgenden Abend nun, als wir die Kinder zu Bette legten, sagte (nach Verabredung) meine Frau zu mir:

«Wir müssen die Wiege und Hansi zu uns ins Schlafzimmer nehmen, Aennchen weckt ihn sonst, wenn es hustet. Wenn Aennchen dann ganz allein ist, kann es husten so viel es will!»

Dagegen wehrte sich Aennchen. «Hansi mir slafe, Aenneli de nüt meh huestet!» (Hansi muss bei mir schlafen, ich huste dann nicht mehr!)

«Was meinst du», sagte meine Frau zu mir, «wollen wir Hansi noch einmal bei Aennchen lassen?»

«Gäll Vatti!» (Gelt Vater!) bat es.

«Hm — ja, wir wollen es nochmals versuchen, wenn du ihn nicht wecken willst!»

In der Nacht hustete Aennchen nicht. Am Abend darauf kündigten wir ihm an, wir gingen auf Besuch, um zu fragen, ob wir am Sonntag mit Aennchen kommen dürften, es huste nun nicht mehr. Und ob es wohl gross genug sei, um «zum Hansi zu schauen» und ihn nicht zu wecken, wenn er schlafe.

«O ja, aber Mueti umecho?» (Aber kommt Mutter zurück?)

«Gewiss, wir hätten ja beim Tanti keinen Platz zum Schlafen!»

Das leuchtete dem Mädel ein. Am nächsten Morgen wurde ihm verkündet, dass am Sonntag der versprochene Spaziergang zum Tanti ausgeführt werde. Es hatte grosse Freude. Der nächtliche Husten blieb dauernd verschwunden.

Wie helfen?

Meine Schülerin Luise B. im neunten Schuljahr war eine gute Schreiberin. Von einem Tag auf den andern jedoch veränderte sich ihre Schrift auf merkwürdigste Weise. Die Buchstaben reihten sich krampfhaft aufgestellt hintereinander als wie ein Züglein Rekruten, wenn der Herr Obrist inspizieren kommt, vorn die längsten und am Schluss die kürzesten. Die Schleifen der Oberlängen trugen Wasserköpfe, als forderten sie Respekt für ihr nur gewöhnliches, unbedeutendes Untergestell. Die b, l, f zeigten unmittelbar unter der Schleife einen Bruch, die Schriftrichtung des Buchstabens veränderte sich dort und zeigte gleichsam einen Knacks.

Von der Schriftdeutung verstehe ich nichts. Hingegen weiss ich, dass sich der Geist im Körper ausdrückt, also auch in der Schrift. Rein gefühlsmässig war ich überzeugt, dass etwas mit der sonderbaren Schreiberin nicht in Ordnung war.

Wir vertrauen dem Gefühle im allgemeinen, der intuitiven Menschenkenntnis im besonderen heutzutage wenig. Lieber hören wir auf die Einflüsterungen des Götzen Verstand. Und dieser sagte mir: «Die veränderte Schrift ist Marotte, weibische Marotte.»

Gegen Marotten kämpft man an. Der gewitzigte Schulmeister hat ein ganzes Orgelspiel von Kampfmitteln, von der wohlmeinenden Mahnung an über den ätzenden Spott bis zu der wohlgemeinten Strafe.

Allein, weder das sanfte Säuseln, noch das Donnern stärkster Register nützten etwas. Als die ganze Orgel ausgespielt war, merkte der Verstand, dass er mit Verstandesmitteln der Marotte nicht beikam. Und war so klug wie zuvor ...

«Ich k a n n einfach nicht anders schreiben, und wenn ich schon äiwäg (auf andere Art) anfange, es kommt einfach doch wieder so heraus!»

*

E i n M ä r c h e n : «Eines Tages musste ich in den Wald gehen, um Beeren zu suchen. Ich ging immer weiter und weiter in die Bäume hinein, bis ich zuletzt nicht mehr wusste, woaus und woein. Auf einmal hörte ich jemand sprechen. Es wurde mir bange. Ich sah umher, aber niemand wurde sichtbar. Endlich sah ich unter einer Erdbeerstaude einen kleinen Zwerg, dass man fast ein Fernrohr nehmen musste, um ihn zu sehen. Ich dachte, den Zwerg sollte ich auf eine Art vernichten können. Der könnte mich vielleicht noch ins Unglück bringen. Ich nahm den Zwerg in die Hand

und wollte ihn verdrücken. Als ich ihn in der Hand hatte, wurde der kleine Zwerg ein grosser, riesiger Riese. Er biss mich so stark in den Finger, dass ich blutete. Mit dem kleinen Finger hob er mich hoch in die Luft und sagte: «Du hast mich zerdrücken wollen, nun musst du die Strafe dafür haben!» Er trug mich noch tiefer in den Wald hinein, bis dass er vor einen kleinen Berg kam. Dort war eine eiserne Türe. Er hauchte nur daran, dann sprang sie auf. Er ging durch einen langen Gang in den Berg hinein, dann sprang noch eine Tür auf. Der Mann hatte dort seine Wohnung. Es wurde Abend und ich bekam Angst. Als der Mann einmal hinausging, packte ich mich auch. Ich lief so schnell ich konnte, davon, damit er mir auf dem Wege nicht begegne.»

Das ist ein freier Aufsatz von Luise B., den sie mir kurz nach der Veränderung ihrer Schrift abgab.

Ich hatte damals schon etwas von Psychanalyse gehört und brachte den Aufsatz einem jüngeren Kollegen, der mir vermöge seines tieferen psychologischen Wissens auch in der praktischen Menschenkenntnis überlegen war. (So ungern ich mir das gestand!) Er lächelte.

«Merkst du denn nichts?» fragte er. «Die Sache liegt doch so schön klar. Kinder verstecken sich noch nicht hinter so vielen Mummenschanz, wie es Erwachsene zu tun pflegen. Das Märchen ist eine Sexualphantasie!» Und er machte mich auf die symbolische Bedeutung des Begriffes «Zwerg» aufmerksam, worauf auch mir der Sinn des Aufsatzes klar wurde.

«Wahrscheinlich», meinte der Kollege weiter, «oder besser: ganz sicher steht die veränderte Schrift Luisens mit irgend einem Erlebnis im Zusammenhang, auf welches das Märchen hinweist, ja geradezu den Schlüssel bildet. Es muss ein peinigendes, vielleicht erschütterndes Sexualerlebnis sein,

welches das arme Kind nun plagt, über das es nicht ohne weiteres hinwegkommt. Luise sucht es ins Unterbewusste hinabzudrücken, zu «vergessen». Doch es findet auf Umwegen seinen Ausdruck in der Schrift, im Märchen, und, wie ich vermute, in den Träumen. In einer Verkleidung spielt das unterdrückte seelische Leben im oberen Bewusstsein doch eine Rolle, auch wenn das Mädchen wie die meisten Leute den Zusammenhang nicht zu erkennen vermag.»

Nun hätte ich auf väterliche Weise Luise zu helfen versuchen sollen. Eine Beichte hätte es erlöst, das fühlte ich. Meine Aufgabe wäre gewesen, ihm die Zunge zu lösen, damit es hätte sprechen können.

Doch ich tat nichts. Aus Furcht! Meine Würde als «anständiger» Mensch stand auf dem Spiel. Vor allem Sexuellen steht in der Schule das «tabu». Es gilt unter Schulmeistern allgemein als viel klüger, einen Schüler am Rande der Verzweiflung zu lassen, in die er durch sexuelle Konflikte geriet, als sich seiner Wohlanständigkeit als Schulmeister in der öffentlichen Meinung zu begeben und mit dem Kinde über Dinge zu reden, über die man eben «nicht redet». Wie peinlich ist es, unlauterer Absichten verdächtigt zu werden und sich vielleicht verantworten zu müssen, und vor der Oeffentlichkeit breitzuschlagen, was man als hoch und heilig empfand. Fremde, erwachsene Menschen sind nicht wie die Kinder der Klasse, die man kennt, zu denen man die Sprache, den Ton, die «Altersmundart» gefunden hat.

Darum lieber nichts, als sich der Möglichkeit einer Gefahr auszusetzen. Die Sexualität ist ein heikles Kapitel und der Lehrer in einer exponierten Stellung. Dem Lehrer kann auch die analytische Behandlung «gefährlich» werden, wenn sie bis ins Sexuelle hinein reicht, und ihm die Bevölkerung seine Arbeit falsch, verdächtigend auslegt.

Darum besser, sich wahren!

Der Kollege meinte zwar, er an meiner Statt würde die dunkle Geschichte doch weiter verfolgen. Es sei moralische Pflicht.

Ja. Aber die Moral ist eben doppelt. Das kann kein Schulmeisterhirn ändern. Ich lächelte resigniert. Gewiss ist das, was er mir riet, gut. Aber ich habe ihm ein gutes Stück Lebenserfahrung voraus und weiss nicht, ob sein Rat im Falle des Misslingens, im Falle der falschen Auslegung lüsterner Unbeteiligter, erfolgreich gewesen wäre: «Wenn es kracht, so setz' dich durch!» Ich hätte mir doch viele Feinde geschaffen.

*

Geehrter Herr Lehrer!

Entschuldigend mus ich Ihnen par Worte schreiben Wie Sie ja wol begreiffen dass solche dume witze nicht in die Schule gehören wie das Müller und das Stucki ausstreuen es ist nur die tschuld das wir dem Luisen verbotten haben mit diesen zu verkeren. Wenn hier in A. auch Mode währe wie an anderen Orden dass die Strasse geräumt würde so würden es gewiss diesse von den Schulkindern sein wo verwitscht werden unsere Luise ist imer bei uns und mus Arbeiten wenn Sie es auf weiteres nicht in ruhe lasen so schicke ich Sie nicht mer in die Schule auf weiteres will ich mich nicht besudeln mit diessen Familien besonders von Stuckis wir haben bei uns keine Tanzböden bis fasst in den Morgen hinein.

Hochachtend grüst

Frau Luise B.

Der Brief wurde mir einen Monat später abgegeben, als ich mich bereits an die neumödische Schrift der Luise B. gewöhnt hatte.

Nun musste also doch etwas in dieser Sache geschehen.

«Was sagen denn das Müller und das Stucki von dir?»

«Ich bekomme ein Kind, sagen sie!»

«Seit wann sagen sie das?»

«O, schon lange.»

«Wieso sagen sie das?»

«Ich weiss es nicht, gerade sie fahren selber auch mit jungen Burschen herum.» (auch!)

«Mit welchen bist denn d u herum gefahren?»

«Vor drei Monaten ging ich mit Franz Roth; jetzt sind sie deswegen hinter mir wie Teufel!»

«Nur diese beiden?»

Nein. Es zählte mir eine ganze Anzahl Namen von Verfolgerinnen auf. Ich notierte sie und schritt ins Klassenzimmer. Jedem der beteiligten Mädchen teilte ich einen Zettel aus, setzte sie auseinander und befahl ihnen zu schreiben, was sie wussten. Auszüge aus ihren Notizen gebe ich hier der Uebersicht halber chronologisch.

An einem Samstag im Monat November war in der Wirtschaft zum Bären Konzert. Da kam etwa um 10 Uhr Franz Roth und klopfte Luise ans Fenster. Es war schon zu Bett. Seine Eltern waren ans Konzert. Es kam und öffnete das Fenster. Marie Müller, meine ältere Schwester und ich hörten ihnen vom Balkon oben zu. Sie lachten und redeten wüstes Zeug. Er sagte ihm, es solle hinauskommen. Da kamen zwei Kameraden von Franz mit einer Handharfe. Sie riefen Franz. Er sagte zu Luise, er komme wieder; dann ging er. Wir passten auf, und er kam bald zurück. Luise kam zum Fenster hinaus. Es war schöner Mondschein und wir sahen, dass es fast nichts anhatte. Nur einen Rock und Sandalen. Sie standen ganz an die Mauer, damit sie niemand sehe. Und fingen wieder an so Sachen zu plaudern. Dann gingen sie

zum Schopf hinter die Reiswellen. Wir sahen nichts mehr. Aber am Morgen sagte es mir, Franz sei bei ihm gewesen.

Eines Morgens in den Weihnachtsferien, als Frau B. in die Stadt gegangen war, schickte es sein Brüderchen zu mir, ich solle schnell zu ihm kommen. Ich ging. Es sagte, was es nur machen solle, nun habe es schon sechs Wochen lang die Periode nicht mehr, es mäche ihm ganz angst. Es sagte noch, wenn nur der Franz nicht ins Spital gekommen wäre. Es frage ihn dann noch, er werde ihm schon ein Mittelchen geben.

Als ich am Sonntag in die Kinderlehre ging, sagte mir Luise B., es sei gar nicht in Ordnung. Ich fragte warum. Es habe jetzt schon 9 Wochen die Periode nicht bekommen. Es dürfe es der Mutter nicht sagen. Und ob ich ein Mittel dafür wisse. Ich sagte, ich wisse keines. Es sagte, es wolle den Karrer bei Rs (Franz Roth) fragen, aber der sei jetzt im Spital und habe die Grippe. Schreiben wolle es ihm lieber nicht.

Luise sagte mir, was das wohl für ein Zeichen sei, es habe die Periode beinahe drei Monat lang nicht bekommen. Ich war erstaunt. Ich sagte, ob es nicht wisse, was los sei, wenn man die Periode nicht mehr bekommt. Eben, sagte es, ich glaube das (nämlich, dass es ein Kindlein bekomme) selber auch bald.

Ich habe vernommen, dass das von Luise wahr sei. Ich habe keine Ahnung gehabt, dass das so sei. Am Montag nachmittag sagten es mir Marie Müller und Berta Stucki, Luise sei schwanger. Gestern, als wir vor dem Schulhaus standen, fragte ich Luise selber. Dann gab es mir zur Antwort, ja, das ist wahr, aber sage es gar niemanden. Ich ging zu den anderen Mädchen und sagte: Also ist es doch wahr, es sagt es selber! Berta sagte: Nun, es lacht immer die

Frauen aus, die in solchem Zustand sind, jetzt geschieht es ihm recht. Und allen jungen Männern sagt es salü, wo schon verheiratet sind. Dann hörte ich sagen, dass Luise das (Kind) von Rs. Karrer habe.

Als ich gestern ins Konsum ging, kam gerade Emma Dubach mit. Drinnen stand Frau B. Sie fragte uns, ob wir das von ihrer Luise auch glaubten. Wir sagten nein. Da sprach sie: «Ich will dem Gerede schon abhelfen. Bis auf weiteres schreibe ich jetzt eurem Lehrer. Und wenn der nicht sorgt, dass das Gerede aufhört, so zeige ich ihn beim Landjäger an!»

*

Ich fragte die Klasse, wer alles um die Sache wisse. So ziemlich alle, jedenfalls alle Mädchen. Beim Schulschluss hielt ich die Mitwissenden zurück und fragte, wer von ihnen schon weitergeplaudert habe und wem.

Ich hatte das Gefühl, dass eine ganze Menge Gefühle die Mädchen aufrege. Neugierde, Schadenfreude, Neid, Geilheit zeigte sich aus Antworten und Gebärden. Ich erschrak ob der lüsternen Gesichter, als mir immer und immer wieder die Szene bei den Reiswellen erzählt wurde, die doch nur zwei der Anwesenden mitangesehen hatten.

Luise hatte ich fortgeschickt, damit die anderen ungehemmter sprechen konnten. Zum Schluss bat ich sie, zu schweigen; ich wollte — sagte ich ihnen — die Sache genau untersuchen. Erst dann dürften sie wieder reden. Unter Umständen sei alles nur Geschwätz. Und da wäre es nicht schön von ihnen, wenn sie eine Klassenkameradin so «ins Gespräch» brächten. Sie gingen auf meine Forderung ein, und wie ich sie kenne, hielten sie ihr Versprechen im allgemeinen auch.

Am Tage darauf fehlte Luise. Als es wieder zur Schule kam, stand auf der Entschuldigung: «Wegen Zahnziehen.» Es zeigte mir die Lücke.

«So», sagte ich spassend, «hat es dir weh getan?»

«O ja, sehr! Der Zahndoktor (ein unpatentierter Zahnarzt) wollte ihn mir zuerst gar nicht ziehen, er sagte, der sei noch gesund.»

«Und?» Die Sache fing mich an zu interessieren.

«Da bekam ich sehr Angst. Ich bat ihn, er solle ihn mir doch ausreissen, sonst tue er mir später weh. Denn er tat mir gerade nicht weh. Da holte der Doktor die Zange und riss ihn aus. Ich war sehr froh. Ich blutete stark, aber es ist gut, wenn das Zeug herauskommt!»

Merkwürdig, dachte ich. Ich kannte den psychanalytischen Begriff der «Verlegung nach oben»: Kinder haben nicht selten die Phantasie, dass der Mund der Geburtsapparat sei; einen Zahn ziehen heisst im Symbol ein Kind gebären. — Dieser Kinderglaube, der meist unterbewusst da ist und wirkt, kann reichlich mit Stellen aus der psychanalytischen Literatur belegt werden. — War vielleicht Luise einer Regung seines Unterbewussten verfallen, als es sich den gesunden Zahn ausziehen liess?

«Welches Zeug?» fragte ich. Es wurde rot und sehr verlegen blickte es weg.

«Ich meine» — sagte es dann zögernd — «das schlechte Blut.»

«Hast du noch an etwas anderes gedacht?»

«Ja — an die Periode. — Ich habe sie nämlich wieder seit gestern.»

«Seit wann gestern?»

«Auf dem Heimwege (vom Zahnarzt) bekam ich sie.»

«Und wie lange hattest du sie nicht?»

«Fast zehn Wochen.»

Ich gab ihm meine Unterredung mit ihren Kameradinnen und den Inhalt der Notizen auf den Zetteln bekannt. Es fing an zu weinen, noch als ich sprach. Es fasste sich wieder, als ich schwieg und es ruhig anblickte. Dann beichtete das Mädchen was vorgefallen war. Mit knapper Not war es in jener Nacht einer Vergewaltigung entgangen, glaubte aber trotzdem, es bekomme ein Kind.

Nun waren mir das «Märchen», sowie auch die verstellte, krampfhaft aufgerichtete und gebrochene Schrift klar. Uebrigens, Luise liess von seiner Schrift von einem Tag auf den anderen ab, so plötzlich, wie es sie einst angenommen hatte.

Mit dem Karrer konnte ich nicht sprechen und zwei Briefe blieben unbeantwortet. Als er gesund war, verduftete er in den Kanton Freiburg.

Vor der Klasse dementierte ich das Gerücht, das über Luise im Umlauf war.

Und nun musste ich den Kindern etwas vom Verbotenen, vom Sexuellen sagen. Ich sprach von der Blutung und ihrer Bedeutung, von Verzögerungen, die bei jungen Mädchen vorkommen können, vom Ei und von der Heiligkeit der Mutterschaft und Menschwerdung. Und vom guten Ruf, der so bald verscherzt ist.

Die Knaben sassen mit grossen Augen da, einige mit abweisenden, wissenden, trotzigen Gesichtern. «Warum sagst du uns das erst jetzt!» Dieser Vorwurf lag in ihrem Blick.

Viele von den Mädchen lächelten, lächelten ein gemeines, dirnenhaftes Lächeln. Von ihren Gesichtern grinsten Lüsternheit, Geilheit; man sah ihnen an, wie sie das Sexuelle, alles Sexuelle auffassten, denn auch sie waren längst von der Gasse «aufgeklärt».

Mit dem bitteren Gefühle, nichts oder nur sehr wenig erreicht und geleistet zu haben, brach ich die Stunde ab.

Ich hatte gemerkt, dass ich zu spät kam!

Diese Tatsache und das Bewusstsein, dass die sexuelle Aufklärung in der Schule wohl immer zu spät kommt, weil die Schüler dem Lehrer ja durch keine diesbezüglichen Fragen die richtige Zeit zur Behandlung verraten — schlugen mich noch mehr nieder als der verlorene gesunde Zahn der Luise B., den ich hätte retten können, wenn ich einst weniger feige gewesen wäre.

Wie helfen? fragte ich mich, wie helfen in einer Zeit, wo selbst die Erwachsenen nichts über die Geschlechtlichkeit zu sprechen wagen, es sei denn etwa in Zötchen. Wie helfen?

Haaröl.

«Schleckt jemand Tabletten? Du, Line?» fragte ich, als ich während der Aufsatzstunde durch das Zimmer ging. Ich hatte etwas gerochen.

«Ich habe Wybert-Tabletten, ja, aber in der Stunde hab ich keine geschleckt!» Im Weiterspazieren sehe ich, dass der kleine Emil Biener vom neunten Schuljahr seinen ganzen grossen Kopf mit Haaröl überschmiert hat. Die Haare stehen in der Fettbrühe bolzgerade auf, und sie sind es, die so duften. Ich gehe wieder gegen mein Pult zu. Wie ich mich drehe, sehe ich, dass Biener etwas mit seinem Kameraden Probst geschwatzt hat; er unterdrückt das Lachen. Und zwar so: mit der rechten Hand streicht er über den Mund, die Innenfläche der Hand nach dem Gesichte zugekehrt; hierauf hälselt

er zweimal schräg vorwärts über die Spitzen seines weichen Kragens, wie es etwa Leute in «Vatermördern» tun.

«Was machst für Gesten?» lache ich ihm zu und ahme sie nach. Er wird sehr rot. Die Klasse lacht: «Prezis so wie Herr Koller, wenn er Schokolade isst in der Stunde, und wir es nicht merken sollen!» ruft ein Frechdachs. «Der ränggelet auch immer so mit dem Hals am Kragen herum!» (Der Unterweisunglehrer.)

«Aha!» sage ich, «also hat der Biener was getan, was man nicht merken soll — was?»

Lachen. «He», meint nun Biener, «ich hab dem Probst gesagt, Ihr habt eine feine Nase, aber keine ganz feine, und da haben wir gelacht.»

«Warum habe ich denn keine ganz feine Nase?»

«Weil ich so rieche, und nicht die Wybert-Tabletten der Line Burn!»

«Sag du mir jetzt, warum du so viel Haaröl auf deinen Scheitel schmierst!»

«Sonst stehen die Haare nicht!»

«Warum müssen denn die stehen?»

«He — das ist doch schön!»

Ich zucke die Achseln und lächle.

«Der Probst und der Bieber und noch andere haben auch gestellte Haare», verteidigt er sich. Dann gewichtig: «Und viele andere auch, die schon aus der Schule sind.»

Es kommt mir in den Sinn, dass sein Schwager auch en brosse gekämmt hat, dass eine Zeitlang auch Herr Koller, dem er die Verlegenheitsgeste abguckt, sich so kämmte.

«Aber so die Haare einzusalben — denk dir, wenn in der ganzen Klasse jedes so duftete . . .»

«Huuu —», lacht die Klasse, ich mit, Biener aber bekommt einen roten Kopf. Er senkt den Blick und tut dergleichen, als ob ich ihn mit meinem Spott nicht verletzt hätte: ich habe ja gar nicht nach dem tieferen Grunde seiner wenig knabenhaften Haarölaufstreicherei geforscht. Dass ich einen Fehler dem Burschen gegenüber begangen hatte, kam mir allerdings erst viel später in den Sinn, erst als sich die Folgen meines unrichtigen Benehmens zeigten.

Auf demselben Schulhausboden wie ich, unterrichtet ein älterer Kollege, der oft über die Zeit hinaus Schule hält, so beispielsweise, nachdem es um Elf geläutet hat, und die anderen Klassen das Schulhaus bereits verlassen. Darum befahl ich meinen Schülern angelegentlich, beim Hinausgehen so wenig Lärm als möglich zu machen, auf alle Fälle aber nicht zu pfeifen oder zu singen, damit sie nicht stören.

Kaum ist an dem Mittag, der auf meine Verspottung Bieners erfolgte, der Bursche zur Türe hinaus, höre ich seine kräftige Stimme sich in einer Tanzmelodie ergehen — «Täädärä-täm-täm-täm . . .»

Ich eile hinaus in den Gang: «Biener! Komm her!»

Er kommt. Den Blick gesenkt. Rot bis in die Haare. «Ich hatte es ganz vergessen», entschuldigt er sich, «ich tat es wirklich ohne Absicht.»

«Warum sangst du denn? Sonst singst du doch nicht.»

«Ich weiss nicht — ich war einfach so lustig aufgelegt. Weil Ihr so Witze gemacht habt wegen mir — sie (die Klassengenossen) meinten nämlich, ich ärgere mich!»

Mir blitzen Zusammenhänge auf. Klar werde ich mir meines Fehlers bewusst. «Ja —», sage ich nachdenklich, «dann hätte ich nichts sagen sollen, wenn die a n d e r n meine Worte s o auffassten — hat dir jemand was gesagt darüber? Hat man dich etwa gehänselt?»

«Nein — aber ich dachte, sie könnten mich hänseln — sie hänseln einen ja so gern!»

«Wann haben sie dich denn gehänselt?»

«Ich weiss jetzt gerade nichts —!»

«Weisst du jetzt, warum du dich vergassest und trotz Verbot sangst?»

«Damit sie es vergessen!» (was in der Stunde passierte).

«Sie?»

«Ja, und ich auch!»

Nun liess ich ihn laufen. Alles war ja nur eine Kleinigkeit, «zufällig» hatte sich Biener vergessen ...

Der Fall hat jedoch noch eine zweite Seite, die ich aber nicht an das Tageslicht zerren wollte: die Rache an mir. Mit dem Gejohle nahm Biener dreifach Rache. Er widersetzte sich einem meiner Befehle, er störte einen Lehrer (in der Uebertragung mich selber, der Kollege, dem Biener etwas zuleide tut, ist nur ein Symbol für mich). Dann lag die Wahrscheinlichkeit nahe, dass mir der Kollege «Mitteilung» machte, er sei durch meine Schüler gestört worden. Biener wusste genau, wie unlieb mir derartige leicht vermeidbare Auftritte mit dem alten Herrn waren. Instinktiv hatte der Knabe alle Chancen ausgenutzt, um mich auch zu blamieren.

Auch an seinen Fehlern lernt man. Wir dürfen jedoch eingesehene Fehler, die wir unsern Schülern gegenüber begingen, nicht uneingestanden vertuschen, unter Umständen müssen wir ein Kind regelrecht um Verzeihung bitten, ganz besonders aber dann, wenn wir es ungerecht verdächtigten. Dabei wird man die Erfahrung machen, dass einem vom «Respekt» nichts verloren geht, im Gegenteil.

Erreicht habe ich, dass Biener das Haaröl sparsamer verwendet, und dass er seinen unschönen Verlegenheits-Tic los ist.

«*Nervöse*» *Darmkrankheit.*

Hanna Sieber geht ins sechste Schuljahr. Sie ist das siebente von dreizehn lebenden Kindern der Familie Sieber, klein von Gestalt, hat breite Laubflecken im garstigen Gesicht und schmutzigrote Haare.

«Rotgügger», hänseln sie etwa ihre Kameradinnen, oder sie rufen ihr «Rost-Huscheli» nach.

Das Mädchen weiss es, dass es keine Schönheit ist. Als einst die Klasse photographiert werden sollte, weigerte es sich zuerst, vor den Apparat zu treten.

«Ich will dann nicht das wüsteste sein . . .»

Der Vater Sieber ist ein ehrbarer Handwerker von mittlerer Intelligenz, der sich trotz seiner vielen Kinder und der bösen Zeit redlich durchs Leben schlägt.

Enttäuscht von der Seelsorge der reformierten Kirche ist er seit einigen Jahren Anhänger der «Christian science». Als solcher sind ihm Aerzte und Apotheker ein Greuel. Seine eigenen, wie die Krankheiten seiner Angehörigen überwindet er mit «Demonstrieren», wie er sagt.

Jedermann, der ihn näher kennt, kann ihm die Hochachtung nicht vorenthalten, auch wenn er anderer Glaubensauffassung ist. Sein Wollen ist edel, seine Herzlichkeit, von Fernstehenden unserer gehirnlichen und gemütsarmen Zeit oft verlacht und verdächtigt, ist tief und echt und bewunderungswürdig.

Er hat mich im Beisein seines Töchterchens Hanna auf die «Christliche Wissenschaft» aufmerksam gemacht; ich zweifelte jedoch, dass « a l l e » Krankheiten damit zu heilen seien, obschon ich gerne glaubte, dass das Demonstrieren gegen « v i e l e » Krankheiten, hauptsächlich gegen Läh-

mungen Erfolg habe. Er wollte meinen Einwand gegen die allgemeine Geltung seiner Formel nicht gelten lassen.

«Ein und dieselbe Krankheit kann doch nicht einmal einer körperlichen und ein andermal einer geistigen Ursache entspringen!» sagte er, «so unlogisch ist die Natur nicht!» Worauf ich die Achseln zuckte und meinen Standpunkt damit verteidigte, dass ich ihm behauptete, seine Leute hätten den Tod, der die letzte Krankheit sei (und der von Jesus überwunden worden war), nicht umgehen können. Es wäre auch unsinnig, wenn alles in Ewigkeit weiterleben würde.

Wir konnten uns weder überzeugen, noch einigen.

Hannas Mutter ist der weniger weibliche Teil der Sieberschen Ehe. Sie verkörpert zähen Willen und zielsichere bäurische Schlauheit. Ihre derbe Art wird durch das ruhigsinnige Wesen ihres Gatten gebremst und für ihre Mitmenschen bis zu einem erträglichen Masse unterbunden.

Hanna gleicht in ihren Charakteranlagen der Mutter, es ist ihr Ebenbild. Dennoch, oder gerade darum gilt Hannas Liebe dem Vater: sie rühmt ihn mir bei jeder Gelegenheit als den, der alles kann vermöge seiner Wissenschaft; es schreibt Aufsätze, aus denen die Zuneigung zum Vater hervorleuchtet, während es der Mutter gleichgültig oder fast feindselig gegenübersteht. Gleichgültigkeit und Feindseligkeit zeigt es auch gegenüber seinen Geschwistern, den ältesten Bruder ausgenommen, der wie der Vater sanft, nachdenklich und ohne grosse Affekte ist.

Nach meiner Unterredung mit Sieber war Hanna häufig krank. In der Woche fehlte es zwei oder drei Halbtage. Grund: Durchfall.

«Haben denn deine Geschwister das Uebel auch?»

«Nein, nur ich bin ihm unterworfen. Schon als kleines Kind!»

«Issest du etwas besonderes?»

«Nein, ich esse, was die andern essen!»

«Ja, dann solltest du doch mal zum Schularzt gehen, damit er dir ein Mittel gibt!»

«Das will der Vater nicht. Er hat keinen Doktor nötig. Die Krankheit ist mit Demonstrieren viel rascher geheilt. Und dann braucht man kein Gift (Arzneien) einzunehmen!»

«Wie geht denn das Demonstrieren?»

«Der Vater bleibt bei mir am Bett und bespricht mit mir die Krankheit. Auch Adolf (der ältere Bruder) und die Mutter müssen manchmal mithelfen.»

Die «Krankheit» Hannas schien mir mehrere Gründe zu haben: es wollte mir zeigen, eindringlich zeigen, was der Vater kann — dass er mehr kann als ich, der ich bei der Besprechung mit Sieber den Ueberlegenen gespielt hatte, der ich einen Arzt nötig hatte, um Krankheiten zu heilen; es erpresste durch seine Krankheit des Vaters vermehrte Aufmerksamkeit und Liebe; sass er an seinem Bette und beschäftigte er sich mit dem Töchterchen, so fühlte es sich als das wichtigste Glied der zahlreichen Familie; es erreichte, was es infolge seiner Hässlichkeit und seiner wenig angenehmen Charakteranlage sonst nicht zuwege brachte: es war der Mittelpunkt, der Souverän, um den sich die kleine Welt bei Siebers drehte, dem sich sogar der göttlich verehrte Vater unterwarf und dienstbar machte. Vielleicht wollte Hanna auch mich in die Rolle des Vaters drängen. Es wollte sich vor der Klasse interessant machen, sich Geltung verschaffen. Alles das wollte es natürlich nicht bewusst, so wenig als der Säugling bewusst schreit, wenn er von der Mutter auf die Arme genommen sein will. Eher sind die Krankheit und die verborgenen Wünsche, die Hanna in der Krankheit realisierte, als Mechanismen zu betrachten. Ein Arzt, mit dem

ich über Hannas Krankheit sprach, sagte mir auch sofort, dass es sich hier um «nervöse» Störungen handle. Nun darf man den Nervösen nicht einfach als Simulanten oder gar als eingebildeten Tölpel betrachten, er leidet unter seinen Uebeln gleich wie einer, der «wirklich» krank ist.

Was tun?

Ich wusste, dass Hannas leidenschaftlich betriebene Lieblingsfächer Geographie und Zoologie sind. Besonders darum, weil die Stoffe aus freien Aufsätzchen, Beobachtungsaufgaben und Zeichnungen gewonnen werden, und weil viel an die Wandtafel gezeichnet und darnach abgezeichnet wurde.

Nun richtete ich es boshaft so ein (abweichend vom Stundenplan), dass Zeichnen, Geographie und Zoologie an den Halbtagen betrieben wurden, wenn Hanna fehlte. Dann musste es die versäumte Arbeit nachholen, indem es einer Kameradin ein Heft lieh. Es schrieb und zeichnete die Fehler der Kameradin getreulich ab. Dann kritisierte ich sein Heft und bedauerte achselzuckend, dass seine Arbeiten bedeutend schlechter seien als früher.

«Ich habe drum gerade gefehlt, als das behandelt wurde, ich schrieb die Sache Emma Schuster ab.»

«Warum hast du denn damals gefehlt?»

«Wegen Durchfall.»

«So. — Es ist schade, ich war sonst mit dir zufrieden!»

Auf solche und ähnliche Art suchte ich ihm auf indirekte Weise die Notwendigkeit klar zu machen, die Schule nicht zu versäumen.

Ich hatte Erfolg.

Ich war über die einfache Heilung überrascht und — auch ein wenig stolz. Darum sagte ich dem Mädchen einst

unter vier Augen, nun sei scheints seine Krankheit geheilt, was?

O ja, bestätigte es mit Freuden.

Tags darauf streckt mir Hanna mitten in einer Deutschstunde die Hand auf. Ob es hinaus dürfe. Ja, wenn's unbedingt nötig sei. Es geht. Nach der Stunde verkündet es mir, es habe wieder Durchfall . . .

Die Geister, die ich rief . . .

Die Krankheit wird chronisch, aber die Schule fehlt Hanna nimmer. Ich merke, ich soll jetzt wohl in die Rolle des Vaters gedrängt werden. Das war nun Hauptziel!

Zuerst war ich ratlos. Das ewige Fragen «Darf ich hinaus?» störte mich. Oft war es zum Wütendwerden. Da hatte ich in der Religionsstunde z. B. mit viel Stimmung, Vertiefung und Hingebung die Myriam an den Nilstrand gestellt, ihre Angst um Moses geschildert und die Klasse aufgefordert, mitzuteilen, was das wartende Mädchen alles denkt, wie es die Pharaonentochter kommen sieht.

Und plötzlich mitten in den Ernst, als die Antworten versiegten, war noch Hannas Hand empor geflogen. Gespannt der Lehrer, gespannt die Klasse, was jetzt Hanna noch wisse.

«Bitte, darf ich hinaus?»

Die Erlaubnis kommt bitter geknirscht, weil die mühsam aufgebaute Stunde gestört, die Stimmung zum Teufel ist.

«In Zukunft frag nicht mehr, geh einfach hinaus, wenn du willst!»

Doch das ist der Teufel mit dem Beelzebub vertrieben. Wie wichtig Hanna sich vorkommt, wenn es mitten in der Behandlung von Uhlands «Rache» ohne zu fragen hinausstürmen darf!

Auf einmal weiss ich, dass ich etwas tun muss. Wie es eines Morgens wieder aufsteht, frage ich: «Bist du wieder krank, Hanna?»

«Ja!»

«So. Nun, dann geh gerade heim. Kannst wieder kommen, wenn du gesund bist, aber e r s t dann!»

Ein bisschen verblüfft und enttäuscht geht es. Die Geschichte wiederholte sich vier Mal — so hartnäckig stellte mich das Mädchen auf die Probe.

Nachher war es geheilt und zeigte während des halben Jahres, da es noch in meiner Klasse war, keinen Rückfall.

Angst.

Wie ich eines Morgens ins Klassenzimmer trete, steht seitab der Bankreihen ein Mädchen, das ich nicht kenne.

«Lehrer, ein Neues!» ruft eine Stimme aus der Klasse.

Erst jetzt sehe ich, dass es sich abwendet und herzzerbrechend weint. Ein Häuflein Elend, steht es vernichtet da und schielt über den Ellenbogen nach mir, um die geröteten Augen sofort wieder hinter dem tränendurchnässten Aermel verschwinden zu lassen. Ich fasse die Kleine am anderen Aermel und ziehe sie mit mir zum Pulte.

«Wie heissest du?» frage ich mit leiser Stimme.

Als Antwort erhalte ich einen zweiten blitzartigen Blick. Ich fühle, wie es mich misst: «Was bist du für einer?»

«Sag mir, wie heissest du?»

«Berta Moser.»

«Wo wohnst du?»

Die Tränen stocken langsam. «In der Tiefenau.»

«Seit wann wohnst du dort?»

«Seit vorgestern.»

«Und vorher?»

«In der Eymatt in B.»

Es gelingt mir, sie abzulenken, sie weint nun nicht mehr. Ganz sanft frage ich nun: «Warum weintest du vorhin?»

Im Augenblick schwimmt sie wieder in Tränen, schluchzt und knickt zusammen.

«Gib mir Antwort, ich tue dir ja nichts!»

Doch die Kehle ist ihr zugeschnürt. Gepresst haucht sie Wort um Wort hervor: «Ein Knabe sagte mir, ich komme zu einem bösen Lehrer. Da gäbe es Schläge.»

«Einer da aus der Klasse?»

«J-ja!»

Wie ich untersuche, stellt sich heraus, dass es nicht wahr ist. Das Mädchen wird rot bis in die roten Haare und unterbricht die sich zuspitzende Untersuchung: «Ich habe es mir halt so gedacht — nur so gedacht —.»

«Also — du dachtest: gewiss ist der Lehrer bös, in dessen Klasse ich jetzt komme. Und — und warum weintest du?»

«Ich fürchtete mich!»

«Fürchtest du denn jeden Lehrer?»

«Nein.»

«Hast du dich schon mal vor einem Lehrer gefürchtet?»

Wieder trifft mich ein misstrauischer Blick; ein unterdrücktes Grinsen huscht dann über das magere Angesichtchen. Ich lasse nun diese Form der Frage fallen, um sie später auf einem Umweg zu stellen.

«Wie hiess dein Lehrer in B.?»

«Herr W.»

«Zu wem gingst du vorher in die Schule?»

«Zu Herrn H. und noch vorher zu Frau W.»

«So — und welchen Lehrer hattest du lieber? — Ja — ich sag es ihnen nicht zurück, ich will's bloss für mich wissen.»

«Herrn H.»

«Warum?» Wieder verspreche ich ihm, seine Antwort nicht zu hinterbringen, um die oberflächlichen Hemmungen wie Misstrauen und Feigheit zu durchbrechen.

«Herr H. gab wenig Schläge und ich lernte etwas bei ihm, bei Herrn W. erhielt ich oft Strafe und lernte nichts.»

Nun muss ich ein Lächeln verbeissen. Wie sich das Mädchen in Positur wirft! Als ob es mir einen Revolver auf die Brust setzte: «Du siehst, was du von mir zu erwarten hast!»

«Du hast Herrn H. wohl gern gehabt — was!»

«Oh ja, es war ein lieber, lieber Lehrer!»

«Und Herrn W.?»

«Den fürchtete ich.»

Furcht — man fürchtet, wo man nicht lieben kann und nicht hassen darf —! Der aufgestaute Trieb äussert sich als Angst. Das weiss ich.

Berta konnte nicht zum voraus entscheiden, ob es zu einem «lieben» oder «bösen» Lehrer komme. Es denkt: vielleicht ist er wie Herr W., also muss ich mich fürchten, wie ich mich vor Herrn W. fürchtete.

Das Mädchen wird mir viel eher auf meine Fragen ungehemmt Antwort geben können, wenn ich es anstatt über seine Einstellung zu mir, über die zu Herrn W. ausfrage. Weil es mich ja offenbar mit ihm identifiziert, so kommt es aufs selbe heraus.

«Warum fürchtetest du Herrn W.?»

«Weil er so streng war. Weil er mir immer Schläge gab.»

«Und dann — wenn du Schläge bekamst?»

«Dann — weinte ich.»

«Weiter —»

«Wenn ich so weinte, liess er mich sein und jagte mich an den Platz.»

«Nun — jetzt weisst du, warum du vorhin so weintest, und ich weiss es auch. Sag's!»

Es wird rot, röter als bei der Lüge am Anfang unserer Zwiesprache. Ich merke, ich *sehe*, *dass es um sich weiss*, dass ich ihm den Grund seiner Angst aus dem Unterbewusstsein empor ins Bewusstsein hob.

«Damit Ihr mich sein lässt. *Damit Ihr Erbarmen mit mir habt.*»

«So, Erbarmen, weshalb muss ich mich denn erbarmen?»

«Ich bin — ich habe halt ein schlechtes Zeugnis.»

«Was wolltest du vorhin sagen: Ich bin —?»

«Ich bin — halt nicht — das Gescheidteste.»

«Höre, hat denn schon ein Lehrer Erbarmen mit dir gehabt?»

«Ja, Herr H. Er wusste, dass wir arm sind.»

«Und Herr W.?»

«Er wusste es auch.»

«Und erbarmte sich nicht?»

«Nein, nur wenn ich weinte!»

«Du siehst nun, was du mit deinem Weinen und der Angst mit mir im Sinne hattest. Du hattest den Wunsch, zu einem Lehrer wie Herrn H., zu kommen, der sich deiner erbarmt. Weil du aber dachtest, vielleicht sei ich wie Herr W., der sich nur dann erbarmt, wenn man Angst hat, weint, zittert, — *so hattest du eben Angst, als ich kam. Du meintest damit: So muss er sich auf alle Fälle erbarmen.* Dann heisst er mich an den Platz und lässt mich in Ruhe, wie Herr W.

Damit verrätst du mir, dass du gerne in Ruhe gelassen sein willst. Dort ist ein Pult frei — dort kannst du ja ruhen —»

«Nein!» ruft es ganz ausser sich.

«Ja, was willst du denn?»

«Lernen!» Den Blick, die Gebärde, welche diesen Ausruf begleiteten, vergesse ich nie!

«Siehst du, das ist das Richtige. Arbeiten musst du. Das Weinen und die Ruhe bringen dich nicht weiter.»

Sicher wird des Mädchens Wille «Lernen» nicht bloss eine spontane Aufwallung sein, wie sie vom Erzieher manchmal als Produkt einer Moralpredigt hervorgebracht wird. Ich wand ihm seine bisher mit Erfolg angewendete Waffe zum Trägsein aus der Hand.

Wird es andere Waffen finden? Nun, dann nehme ich ihm sie eine um die andere, bis ich es aus seiner Flucht in die Schwäche zur Stärke befreie.

Ein Fall von Onanie.

Es kam mir Klage zu, mein Schüler Karl Y. habe einem Bauern die Löhne (Achsennägel) aus den Rädern gezogen und fortgeworfen.

Der zerknirschte Sünder gestand, dass er das schon mehr als einmal gemacht habe. Wenn er Löhne sehe, so komme ihn eine seltsame Lust an, sie auszureissen und fortzuschleudern.

In der Schule zeichnete sich Karl in der letzten Zeit dadurch aus, dass er neben einem schlaffen, träumerischen Wesen und allgemeiner Arbeitsunfreudigkeit eine merkwürdige, unmotivierte Errötungssucht zur Schau trug. Wurde er zum Beispiel im Kopfrechnen aufgerufen (wenn er die

Hand aufhielt), so stand er wie ein ertappter Sünder da, wurde über und über rot und hatte die Antwort vergessen, die er zwei Sekunden zuvor noch gewusst hatte.

Vater Y. bestätigte mir, dass sein Sohn alle diese nervösen Merkmale auch zu Hause zeige. Er erklärte sich die Schlappheit Karls zum guten Teil dadurch, dass sich der Knabe beim Privat-Studium der Elektrizität überarbeitet habe, und dass sich seine Gedanken beständig mit dem Bau von Apparaten beschäftigten.

Karl, den ich darüber ausfragte, berichtete mir besonders über einen Induktor, mit dem er sich elektrisiere, «um die Nerven zu stärken». Ein junges Mädchen seiner Bekanntschaft, das an einer Lähmung gelitten habe, sei mit Elektrizität geheilt worden.

«Aber du hast ja doch keine Lähmung, du bist nicht nervenkrank . . .»

«Es stärkt aber auch den Willen.»

«Den willst du stärken, warum?»

«Das kann man doch nie genug tun!»

Die Antwort musste ich gelten lassen, obschon ich vermutete, dass Karl wohl einen anderen Grund hatte, den Willen zu stärken.

Ich ahnte, dass alle die Merkwürdigkeiten Karls in einem Zusammenhange miteinander standen, dass sie gleichsam die Symptome eines Uebels waren, das seine Seele aus dem Gleichgewicht gebracht hatte: er war bis vor etwa einem halben Jahre ein durchaus normaler Schüler gewesen.

Eines Tages schrieb er in der Aufsatzstunde zwei Träume auf, die er zusammen in der Nacht zuvor geträumt hatte.

«Ich stellte den Daumen der linken Hand mit der rechten auf. Er wurde ganz rot und geschwollen. Zuletzt zersprang

er und ein dünner, weisser Wurm sprang heraus. Dann konnte ich den Daumen wieder krümmen.

Ich war auf einem Bahnhof und trug eine Säge und mit einem Strick zusammengebundene Bretter. Auf einmal sägte ich mir das linke Bein ab. Es tat mir nicht weh.»

Nun war ich meiner Sache sicher. Einen deutlicheren Onanie- und Kastrationstraum hatte ich noch gar nie gehört. Ich untersuchte den zweiten Traum, weil er mir leichter zu analysieren schien als der erste, bei dem es sofort Hemmungen zu überwinden gegeben hätte.

Dem Knaben wurde das Verfahren erklärt.

(Reizwort: «link».) «Das ist link. Man sagt etwa so. Oder: Das pfeift link. Einmal glaubte ich mich erwischt, als ich im Walde an einem Karren die Löhne auszog; da dachte ich, jetzt pfeift's link! — So sagt man, wenn etwas nicht recht ist . . .»

(Strick.) «Hängen. Im Bühlwald hat sich einmal einer aufgehenkt. — Galgenstrick. Tod . . .»

(Bretter.) «Sarg. Ich glaube, im Traum waren es fünf — nein, sieben Bretter. Soviele braucht's zu einem Sarg.»

(Fünf.) «Die Finger. Daumen. Der andere Traum . . .»

(Sarg.) «Wenn ich in einem Sarg wäre. Der Herr Pfarrer sagte beim Tode des Emil W. (einem jungen Burschen), der brauche nun nichts Schweres mehr zu erleben, der sei früh erlöst. Das machte mir grossen Eindruck.»

(Schweres.) «Ich bin manchmal traurig, dann kommt mir alles so schwer vor . . .»

(Säge.) «Abhauen . . .»

(Säge, weiter!) «Nichts!» Er lächelt.

«Warum lächelst du?»

Wird rot. «Etwas Dummes.»

«Nun?»

«Als ich noch klein war — ich liess immer den — Hosenschlitz offen — dann sagte die Mutter, sie haue es (das Glied) ab.»

Nun sprang ich mit den Reizwörtern auf den ersten Traum über, dessen Inhalt Karl sofort begriff. Er gestand mir unter vielen Tränen und heftigem Zucken, was für einer üblen Gewohnheit er fröhnte.

Die weitere Zerlegung seiner Träume brachte hervor, dass er tot oder ein Eunuche zu sein wünschte, damit ihn seine Begierden nicht mehr plagten, und damit er sich keine Selbstvorwürfe mehr zu machen brauchte. Das Lohnausziehen ist als eine symbolische Handlung — und zwar für die Onanie u n d die Kastration — leicht zu verstehen, ebenso das Erröten, «als ob man es mir ansähe!» Die Elektrisiererei hatte den Sinn:

1. Ich muss meine Nerven stärken, weil ich sie täglich schwäche. (Karl hatte in einem Buche gelesen, dass sein Uebel Nervenschwäche, Gehirnschwund, moralische Minderwertigkeit zur Folge habe.)

2. Ich muss mich elektrisieren, damit mein Wille so stark wird, dass ich mein Uebel . . . einst . . . überwinden kann.

3. Nicht jeder vermag so starke Induktorströme zu erleiden wie ich; folglich habe ich starke Nerven und darf mir meine Gewohnheit diesmal — gewiss das letzte Mal — schon noch einmal erlauben, soviel schadet es mir nicht.

Schon die Beichte gab ihm grosse Erleichterung. Ich nahm ihm alle Angst und bat ihn, mich im Vertrauen zu behalten.

Er tat es auch. Ich gab ihm allerlei Verhaltungsmassregeln, leitete ihn zu Willensübungen an und versuchte, sein Selbstbewusstsein zu stärken.

Darauf kommt es an! Im gesteigerten Persönlichkeitsgefühl findet der vom normalen Wege Abgeirrte immer die Kraft zur Selbstüberwindung, zur Einkehr in eine Lebensform, die ihm m e h r L u s t bietet als die Abirrung.

Das bestätigte sich auch bei Karl. Schon, dass er von seinem Zwange mit jemandem sprechen durfte, befreite ihn davon mitsamt den Nebenerscheinungen. Er bekannte sich noch zwei Male rückfällig; als er mir voller Angst davon sprach, erklärte ich ihm, das sei ganz in der Ordnung, die vollständige Ueberwindung wolle ihre Zeit haben, er brauche nichts zu fürchten. Dann liess er die üble Gewohnheit gänzlich.

N i c h t j e d e r B e f a l l e n e t r e i b t O n a n i e a u s d e m g l e i c h e n G r u n d e , s o w e n i g a l s m a n i m m e r z u t r e f f e n d e ä u s s e r e M e r k m a l e f ü r d i e O n a n i s t e n a u f s t e l l e n k a n n . Es ist Sache des analysierenden Erziehers, die Gründe in jedem Einzelfall aufzudecken.

Die Aerzte behaupten, ein grosser Prozentsatz der Knaben sei der Onanie verfallen. Die Mädchen sind nicht viel besser, nur wissen sie ihrem Uebel verborgener, heimlicher zu fröhnen und bilden nicht selten Gesellschaften dazu. Der Lehrer hat davon meist keine Ahnung und weiss sich merkwürdige Veränderungen seiner Zöglinge, welche als Folgeerscheinungen der Selbstbefleckung auftreten, nicht zu erklären. Und das wäre doch so wichtig!

Summarisch oder gar mit Drohungen darf nicht vorgegangen werden, indem sich die Kinder als verloren betrachten und erst recht in das Uebel ergeben würden. Wenn einer an seinen «Willensschwund» glaubt, so wird es sehr schwer sein, ihn vom Gegenteil zu überzeugen.

Der Befallene muss von selber von seiner Gewohnheit lassen. Der Erzieher darf es nicht von ihm (in Strenge z. B.) fordern. Denn wenn ein Befallener gelöst genug ist, so lässt er das Uebel ohne Befehl; ist er aber von Haus aus gegen Autoritäten ablehnend eingestellt, so wird er auf eine Forderung mit dem Gegenteil antworten, den Schwachen spielend und dem Erzieher beweisend, dass der nichts kann.

Ein junger Zwangsneurotiker.

Eines Tages im tiefen Winter, wie ich am Morgen zur Schule ging, traf ich am Kreuzweg Fritz Göseli, einen meiner Schüler. Wir wateten durch hohe Wächten, die von der Bise pfeifend zusammengejagt wurden.

«Ginge es nicht besser, Fritz, wenn du hinter mir her in meinen Fußstapfen schrittest?»

«O, es geht ganz gut so.» Die Antwort klingt in verlegenem Tone. Wie ich ihn später nochmals auffordere, antwortet er bestimmt:

«Das darf nicht sein!»

«Ja, warum denn nicht?»

«— — —»

«Jaa?»

«Ihr müsstet sonst sterben!»

Ich drängte nicht weiter in ihn. Später wollte ich der Sache auf den Grund. Die merkwürdige Idee Fritzens beschäftigte mich jedoch den ganzen Vormittag, und meine Stunden waren nicht gerade viel wert.

Ich lege mir in einem solchen Falle immer zuerst die Verhältnisse der betreffenden Familie vor, weil einem daraus in der Regel wichtige Fingerzeige offenbar werden.

Fritz hatte nur noch die Mutter, der Vater war vor zwei Jahren gestorben. Die Mutter hatte in der Stadt eine Stelle als Haushälterin angenommen und Fritz lebte bei einem Bauern verdingt. Dort war er, soviel ich wusste, gut aufgehoben.

Fritzens Eltern waren mit ihm ziemlich streng verfahren, als die Familie noch nicht getrennt lebte. Besonders streng behandelte ihn der Vater. Wenn er von seiner Fabrikarbeit heimkam, musste ihm das Bürschchen beim Kaninchenstall, auf dem Pflanzplätz oder in der kleinen Schlosserbutike Handlangerdienste leisten. Dabei setzte es nicht selten Ohrfeigen ab, Fritz wurde angeschnauzt: «Es chunnt der nüt z'Sin!» oder gar weggejagt: «Mit dir isch nüt u gits nüt!» (Es kommt dir nichts in den Sinn = du bist ein Dummkopf. — Mit dir ist nichts, und es gibt nichts aus dir.) Solchen Auftritten erinnerte ich mich selber zugesehen zu haben. Am Nachmittag nach der Schule behielt ich Fritz zurück.

«Warum glaubst du, ich stürbe, wenn du in meine Fußstapfen trätest?»

«He, das ist doch so. — Ich weiss nicht wieso — aber es ist einfach so!»

«Ist denn schon jemand gestorben, in dessen Stapfen du tratest?»

Ein misstrauischer Blick. Dann voller Zorn: «Nein! — Der V a t e r starb an der Schwindsucht! Der Arzt hat's gesagt. Ich trat ihm nie, nie in die Fußstapfen!»

Mehr war an dem Tage nicht herauszubringen. Ich drängte auch nicht. Die Sache will wie jede andere auch ihre Zeit haben, das wusste ich.

Die merkwürdige Phantasie Fritzens, die an die Verrücktheit eines Geisteskranken erinnerte, hing also mit dem

Vater zusammen, soviel hatte ich gemerkt. Dennoch wollte ich nicht mit deutlicher Absicht auf Fritzens Vater-Einstellung (Vaterkomplex) los, um ja nicht «suggestiv» zu wirken. (Dies wäre zwar auch erlaubt gewesen!) An den folgenden Tagen brachte ich nichts wesentliches heraus.

In einer Religions-Stunde sprachen wir von Träumen (Jakobs Traum). Die Kinder durften mir Träume erzählen. Da meldete sich Fritz und behauptete, einen Traum mehr als nur einmal geträumt zu haben!

«Ich war in einem dunklen Keller oder Raum. Hämmer, Feilen und eine Bohrmaschine waren da. Am Boden und an der Wand war der Schatten der Bohrmaschine, so gross wie ein Mann. Davor fürchtete ich mich.»

Ich liess mir den Traum gerade noch einmal erzählen und notierte mir ihn, um mit Fritz darüber zu reden, wenn wir allein waren.

«Hast schon einmal den Schatten einer Bohrmaschine gesehen?» fragte ich den Knaben nach Schulschluss.

«Ja, der Vater hatte doch eine Bohrmaschine, und wenn wir kilteten (beim Lampenlicht arbeiteten), so gab es oft so grosse Schatten.»

«Grosse Schatten?»

«Ja, auch der Schatten des Vaters war so gross, er füllte fast die ganze Butike. — Mein Schatten zerging in Vaters Schatten, so gross war der. — Ich dachte, ich bin nichts neben dem Vater, drum muss ich ihm gehorchen.— Ich hatte den Vater gern!»

«Und er dich?»

«Er auch. Aber manchmal musste er mich strafen. Ich machte vieles verkehrt.»

Fritz lächelte.

«Was hast du Lustiges?»

«Einst, als er mir eines haute, lief ich weg und rief: ‚Wart, wenn ich einmal gross bin und du klein, dann bekommst du die Wasche zurück!' und da hat er sehr lachen müssen. Ich meinte damals, er werde immer kleiner und ich immer grösser.»

Ich liess mir nun noch eine ganze Reihe von Einzelfällen über den Vater erzählen.

«Als ich noch ins erste Schuljahr ging, sass ich einst bei der Mutter. Da musste ich immer denken, der Vater sei ein Cheib, ein Blitzg und andere solche wüste Wörter. Ich weinte, dass ich solche Sachen dachte, und befürchtete, es könnte ihm ein Unglück zustossen deswegen. («Allmacht der Gedanken.») Ich klagte der Mutter. Sie sagte, ich solle dagegen beten, aber es nützte nichts. Später verging es von selber.

Einmal habe ich mich an der Bohrmaschine geklemmt, als ich ein Stück Eisen halten sollte, in das der Vater ein Loch bohrte.

Einmal fiel ich um, als mir der Vater Schläge gab, und er versetzte mir einen Fusstritt. Ich fiel nach vorn, und wie ich den Kopf drehte, da sah ich den grossen Schuh und die grossen Bergnägel darin. Ich hatte Angst und war froh, dass er mich nicht trat. Ich dachte, das wäre mein Tod. Er könnte mich zertreten. Und als er mich einmal später auf die Zehe trat, da blutete ich; ich dachte, es geschehe ihm recht, wenn ich stürbe, wenn gerade alles Blut herausflösse, der wäre sich dann schön reuig.»

«Am Ende hattest du den Vater gar nicht so lieb, wie du meinst — — — wenn er doch immer so böse mit dir war . . .»

«Ich fürchtete mich, wenn er um den Weg war.»

«Eben. Und da dachtest du, wenn du in seine Fussstapfen tretest . . . oder was dachtest du?»

«Ich dachte, es sei besser, wenn er in der Fabrik ist.»

«Wenn er weg ist.»

«Ja!» (Irgendwann waren wohl auch eigentliche Todeswünsche bewusst vorhanden.)

«Und als er dann starb?»

«Da hatte ich Angst, ich sei schuld. Aber der Doktor sagte, er sei wegen der Schwindsucht gestorben. Da wurde es mir wohler. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich in Vaters Stapfen getreten bin.»

Fritz hat so gross sein wollen, wie der Vater. Dem Fusse des Vaters schrieb er tötende Wirkung zu. (Wie weit diese Phantasie sexuell ausdeutbar gewesen wäre — auch die Bohrmaschine in Fritzens Traum deutet darauf hin — das untersuchte ich aus begreiflichen Gründen nicht.) «Fuss» ersetzte nun der Knabe mit Fußstapfen; die tötende Wirkung (Verbluten) des Fusstrittes wurde verallgemeinert und in einer Art Magie auch auf die Stapfen übertragen. Die Tatsache, dass der Grosse den Kleinen zertreten kann, wurde umgekehrt: der Kleine kann den Grossen töten, indem er in seine Stapfen tritt (= indem er ihn z e r tritt).

Der Knabe stellte sich zur ganzen Welt in eine Art Abwehr. Doch hatte er die Welt in den Händen — oder besser unter den Füssen — er konnte vernichten, was er wollte. Auch seinen Lehrer, der wie der Vater eine Autorität ist, die zuweilen Forderungen stellt und darum unangenehm wird.

Ich habe versucht, ihm seine Einstellung zur Welt leichter zu machen, ihm die Unsinnigkeit und die Gründe seiner Lebensanschauung zu zeigen, ihn auf ein anderes Geleise zu führen.

Von seiner Fußstapfenphantasie liess er sofort. Ich weiss zwar nicht, ob er bei seiner geringen Intelligenz die Zusammenhänge alle begriff.

Er ist jetzt einer anderen Klasse zugeteilt. Ich kann ihn weniger als früher beobachten. Es scheint mir, dass ich ihm den Menschenhass nicht ganz habe nehmen können. Dazu brauchte es eine eingehende Analyse durch einen kundigen Nervenarzt.

Mir ist durch die Einsicht in Fritzens Phantasie klar geworden, wie solche Phantasien entstehen und wo ihre Gründe zu suchen sind.

Nervöse Schrift.

Schon als Hans Egger seinen ersten Aufsatz abgab, fiel mir seine nervöse, merkwürdige Schrift auf. Die einzelnen Züge schlottrig, unstät, ohne bestimmten Druck und einheitliche Richtung. Und das seltsamste: die Buchstaben sanken haltlos unter die Linie, stiegen dann darüber hinaus, um sofort wieder niederzugehen.

«Kannst du nicht besser schreiben?»

«Doch!» Der Knabe biss sich ängstlich auf die Lippen.

Ich reichte ihm ein Blatt Papier. Darauf sollte er mir drei Zeilen «ganz schön» niederschreiben. Ich sah, ohne dass er sich von mir beobachtet fühlte, wie er sorgfältig den Federhalter betrachtete, als er Tinte genommen hatte, wie er sich Mühe gab, als er Zug für Zug kritzelte, wie er jedes geschriebene Wort nochmals kritisch betrachtete, bevor er ein weiteres schrieb.

Zaghaft brachte er das Blatt. Der Versuch war misslungen. Er scheiterte auch, als Hans in «Gässchen» schrieb. Alle Hefte zeigten dieselbe Schrift, die auf den ersten Blick sehr flüchtig schien. Sie ist eine Illustration der

A n g s t , wie sie kein Expressionist deutlicher und mit einfacheren Mitteln darzustellen vermöchte.

*

«Was hast du letzte Nacht geträumt?»

«Otto Schenker (ein Kamerad) machte ein Feuer. Da verbrannte unser Haus. Und das ganze Dorf. Nur ich blieb übrig und weinte.»

«Was kommt dir zu F e u e r in den Sinn?»

«Feuerwehr.»

«Weiter!»

«Ein Feuerwehrmann, der spritzt.»

«Was für ein Feuerwehrmann etwa?»

«Der Vater.»

«Weiter!»

«Nichts!»

«Was kommt dir zu Feuer sonst noch in den Sinn?»

«Otto Schenker macht immer Feuer. Dann habe ich immer Angst, es könnte etwas angehen. — Ich darf nie Feuer machen; der Vater hat es streng verboten!»

«Es könnte etwas angehen — was?»

«Etwa unser Haus!»

«Und dann — — warum weinst du?»

«Am 16. November ist unser Friedali gestorben. — Es hatte Lungenentzündung, schauderhafte Fieber.»

(A s s o z i a t i o n : unser Haus brennt — wir verbrennen — heiss, rot — Frieda.)

«Du hast noch ein Schwesterchen?»

«Das Rosa. Aber es ist nicht so ein liebes. Es schlägt mich oft.»

(Rosa ist älter.)

«War Friedali älter als du?»

«Ein Jahr jünger. Und wir hatten es alle so gern.»

«Weiter, was geht dir gerade durch den Sinn?»

«Wie wir alle weinten — (am Sarge), die Mutter und der Vater auch!» (Warum die Hervorhebung Mutter und Vater?)

«Und du?»

«Ich weinte auch, ich wäre lieber gestorben gewesen!»

«Warum?»

«Es ist jetzt ein Engelein!» (Er meint: «Ich wäre . . .»)

«Und —?»

«Es fliegt im Himmel herum. Und kann machen und haben, was es will.»

«Und du darfst das nicht?»

«Nein!»

«Zum Beispiel — was darfst du nicht machen?»

«Feuer.»

«Und wolltest gerne!»

«Es gefällt mir, wenn es so hinauf ‚lället' (züngelt) — und andere Knaben dürfen feuern!»

«Wenn aber euer Haus anginge?»

(Weint.) «Daran habe ich gedacht.»

«Wann?»

«Als mir der Vater Schläge gab.»

«Was hast du gedacht?»

«Wenn es nur angegangen wäre.»

«Warum erhieltest du Schläge?»

«Ich hatte ein Loch ins Blusli gebrannt.»

*

Ich zeichne einen Strich an die Wandtafel.

«Was kommt dir dabei in den Sinn?»

«Der Boden.» (Ich begriff zuerst den Einfall nicht.)

«Wieso?»

«Unten dran ist die Erde, oben der Himmel.» (Jetzt ist alles klar!)

«Sage mir etwas von der Erde!»

«Hier ist Friedali begraben!» (Weint.)

«Und hier?» (Ich deute über den Strich.)

«Dort ist es ein Engel.»

«Schreibe mir einen Buchstaben auf meine Linie!»

«Was für einen?»

«Irgendeinen, wie du willst!»

Er schreibt ein grosses F.

«Was kommt dir zum F. in den Sinn?»

(Lächelt.) «Der Vater!»

«Wieso?»

«Er heisst Friedrich.»

«Weisst du nun, warum du unter und über und nur nicht auf die Zeile schreibst?»

«Nein!»

«Ich weiss es jetzt und will es dir sagen: du tust es, weil du wie Friedali unter der Erde und im Himmel oben sein möchtest, damit du frei bist und haben und machen kannst, was du gerne möchtest. Du willst nicht sein, wo der Vater ist, a u f der Erde, weil du ihm gehorchen musst.»

(Er lächelt.)

«Aber im Himmel ist a u c h ein Vater, oder nicht?»

«Der Himmelvater.»

«Und die Englein gehorchen ihm. Wir alle müssen gehorchen. Keiner kann alles haben, keiner kann alles das tun, was er gerne möchte. — Denke darüber nach!»

(Zweck der Moral: Abschwächung des Ideals Himmel gleich Freisein nach dem Tode, Abschwächung der Bedeutung der brutal väterlichen Gewalt, unter welcher der Knabe

schwer leidet, indem ich den Gehorsam gegen den Vater anerkenne.)

*

Nun schreibt der Knabe normal. Das Krankhafte an der Schrift habe ich ändern können. Dass ich die profossenhafte Erziehung in seinem Elternhause auch ändern könnte!

Ein verunglückter Rechner.

«Normalität» ist ein relativer Begriff, und der Normalmensch existiert eigentlich nur in den Gehirnen — von Phantasie darf man wohl nicht reden — der Psychologieprofessoren ...

Wenn ich nun aber sage, Erwin Fischer sei ein durchaus normales Kind, so wird mich jedermann verstehen. Niemand wird sich darunter ein fleischgewordenes «Norm»-Schema vorstellen. Erwin hat keinen Sparren, nichts Angekränkeltes, Dekadentes. Er ist aber auch nicht ein Tugendbold und Musterbub: er zeichnet sich im Gegenteil nicht selten durch einen Lausbübchenstreich aus, hilft gerne mit, wo es was zu lachen gibt, liebt die Schule weniger als die Ferien und ist nicht im Besitze übermässiger Intelligenz oder anderer besonders hervorstechender Eigenschaften und Fähigkeiten. Er ist gesund und einer von der Sorte, die dem Lehrer nicht viel Mühe macht, wenn man einen gelegentlichen Tadel oder eine Aufmunterung nicht zum Ausserordentlichen rechnet. Er sitzt im letzten Schuljahr, ist flink, kräftig und mutterwitzig.

Dass ein solcher Bursch es mit seiner Kleidung nicht sehr genau nimmt und etwa mit einer beschmutzten Hose oder zerrissenem Rocke zur Schule kommt, ist nichts Auffallendes. Auffallender ist schon, dass Erwin in der letzten Zeit sorg-

fältig auf sein Aeusseres achtet, gebürstet, mit ganzen und sauberen Kleidern, mit einer «Flieger»-Frisur und vornehmernstem Gesichtsausdruck umherläuft, an den Knabenspielen weniger mehr als gewöhnlich teilnimmt — es sei denn, um Ueberlegenheit, Ausdauer, Mut zu zeigen — und in der Rechnungsstunde erwischt wird, dass er sich wohlgefällig in einem Spiegelchen betrachtet. An einem Mittag, bevor er nach Schulschluss das Zimmer verlässt, ertappe ich ihn, dass er mit einem kleinen Kamm seine «Mähne» in Ordnung bringt. In einer anderen Rechnungsstunde zieht er ein Handbürstchen hervor und reinigt seine Weste von einem Fleck.

Mir scheint es auch, Erwin rechne in der letzten Zeit nicht nur weniger fleissig, sondern auch minder gut als wie ich es in der Regel von ihm gewohnt bin. «Vielleicht täuschest du dich», denke ich, «bist voreingenommen, weil du das Bürschchen zweimal bei anderer Beschäftigung erwischt hast!» Und ich nehme mir vor, weiter zu beobachten und vorläufig zu schweigen.

Da erzählt er mir während eines Ausfluges etwas, das ihm selber merkwürdig vorkam: er habe vor ein paar Tagen im Spezereiladen nicht einmal 1 Fr. 50 und 2 Fr. 75 zusammenzählen können, es dünke ihn, er könne überhaupt in der letzten Zeit weniger gut rechnen als vorher.

«Im Konsumladen passierte es, sagst du?»

«Ja. — Die Verkäuferin servierte Anna Hess. (Eine gleichaltrige Schülerin.) Das Fräulein sagte zu Anni: 1 Fr. 50 und 2 Fr. 75., das macht...? Anni weiss es nicht gerade, da sagt die Verkäuferin: Sag ihm's du, Erwin! Aber ich konnte es im Augenblick auch nicht gerade sagen, und die Leute im Laden drin lachten. Wir hatten beide rote Köpfe... ich bin doch sonst kein schlechter Rechner gewesen...!»

schwer leidet, indem ich den Gehorsam gegen den Vater anerkenne.)

*

Nun schreibt der. Knabe normal. Das Krankhafte an der Schrift habe ich ändern können. Dass ich die profossenhafte Erziehung in seinem Elternhause auch ändern könnte!

Ein verunglückter Rechner.

«Normalität» ist ein relativer Begriff, und der Normalmensch existiert eigentlich nur in den Gehirnen — von Phantasie darf man wohl nicht reden — der Psychologieprofessoren . . .

Wenn ich nun aber sage, Erwin Fischer sei ein durchaus normales Kind, so wird mich jedermann verstehen. Niemand wird sich darunter ein fleischgewordenes «Norm»-Schema vorstellen. Erwin hat keinen Sparren, nichts Angekränkeltes, Dekadentes. Er ist aber auch nicht ein Tugendbold und Musterbub: er zeichnet sich im Gegenteil nicht selten durch einen Lausbübchenstreich aus, hilft gerne mit, wo es was zu lachen gibt, liebt die Schule weniger als die Ferien und ist nicht im Besitze übermässiger Intelligenz oder anderer besonders hervorstechender Eigenschaften und Fähigkeiten. Er ist gesund und einer von der Sorte, die dem Lehrer nicht viel Mühe macht, wenn man einen gelegentlichen Tadel oder eine Aufmunterung nicht zum Ausserordentlichen rechnet. Er sitzt im letzten Schuljahr, ist flink, kräftig und mutterwitzig.

Dass ein solcher Bursch es mit seiner Kleidung nicht sehr genau nimmt und etwa mit einer beschmutzten Hose oder zerrissenem Rocke zur Schule kommt, ist nichts Auffallendes. Auffallender ist schon, dass Erwin in der letzten Zeit sorg-

fältig auf sein Aeusseres achtet, gebürstet, mit ganzen und sauberen Kleidern, mit einer «Flieger»-Frisur und vornehmernstem Gesichtsausdruck umherläuft, an den Knabenspielen weniger mehr als gewöhnlich teilnimmt — es sei denn, um Ueberlegenheit, Ausdauer, Mut zu zeigen — und in der Rechnungsstunde erwischt wird, dass er sich wohlgefällig in einem Spiegelchen betrachtet. An einem Mittag, bevor er nach Schulschluss das Zimmer verlässt, ertappe ich ihn, dass er mit einem kleinen Kamm seine «Mähne» in Ordnung bringt. In einer anderen Rechnungsstunde zieht er ein Handbürstchen hervor und reinigt seine Weste von einem Fleck.

Mir scheint es auch, Erwin rechne in der letzten Zeit nicht nur weniger fleissig, sondern auch minder gut als wie ich es in der Regel von ihm gewohnt bin. «Vielleicht täuschest du dich», denke ich, «bist voreingenommen, weil du das Bürschchen zweimal bei anderer Beschäftigung erwischt hast!» Und ich nehme mir vor, weiter zu beobachten und vorläufig zu schweigen.

Da erzählt er mir während eines Ausfluges etwas, das ihm selber merkwürdig vorkam: er habe vor ein paar Tagen im Spezereiladen nicht einmal 1 Fr. 50 und 2 Fr. 75 zusammenzählen können, es dünke ihn, er könne überhaupt in der letzten Zeit weniger gut rechnen als vorher.

«Im Konsumladen passierte es, sagst du?»

«Ja. — Die Verkäuferin servierte Anna Hess. (Eine gleichaltrige Schülerin.) Das Fräulein sagte zu Anni: 1 Fr. 50 und 2 Fr. 75., das macht . . .? Anni weiss es nicht gerade, da sagt die Verkäuferin: Sag ihm's du, Erwin! Aber ich konnte es im Augenblick auch nicht gerade sagen, und die Leute im Laden drin lachten. Wir hatten beide rote Köpfe . . . ich bin doch sonst kein schlechter Rechner gewesen . . .!»

Ich kenne Anna, sie kam vor vier Jahren, als ich noch an der Mittelklasse unterrichtete, zu mir in die Schule. Sie war eine schlechte Rechnerin. Mein Kollege hatte mir vor noch nicht langer Zeit über ihre schwachen Leistungen im Rechnen geklagt.

«Anna Hess?» sage ich langsam und betrachte den Knaben forschend. Das Blut steigt ihm bis unter die Haare. Ich lächle fein. «Was könntest du mir von ihr sagen?»

«He —» drückt er hervor und schaut scharf, was ich für eine Miene mache. Dann blickt er sich um. Die Kameraden schreiten plaudernd voraus. Hinter uns kommt noch eine Gruppe von Mädchen. — «Anna ist — —» wieder stockt er.

«Anna ist?»

«He, sie ist mein Schätzchen!»

Ich verbeisse das Lachen, damit es der Knabe nicht falsch auffasse. Warum der Knabe die Rechnung im Laden nicht hatte lösen können, warum er überhaupt weniger fleissig und gut mehr rechnete, darüber geht mir nun ein Licht auf. Wie zart er die Schwäche seiner Liebsten schonte! Wunderbar! Etwa so war der Sinn seines Verhaltens: «Mein Aennchen braucht sich deswegen nicht zu schämen, dass es die Aufgabe der Verkäuferin nicht sofort lösen konnte, wenn ich, der gute Rechner, es auch nicht zuwege bringe.» Oder: «Wenn A n n a nicht gut rechnet, so darf ich es nicht dadurch beschämen, dass i c h gut rechne.»

Ich teile meine Schlüsse dem Knaben mit und sage ihm auch, dass mir sein Nachlassen im Rechnungsfach aufgefallen sei. Dann sprechen wir eine Weile über seine Liebe. Ich freue mich, einen Einblick in das reine und harmlose Verhältnis zu bekommen, besonders, als mir Erwin versichert,

er werde nie ein anderes Mädchen so gern haben und auf keinen Fall eine andere heiraten. Und wegen dem Mädchen halte er seit letzter Zeit auch etwas auf sich und schaue drauf, dass er nicht «wie ein Gauch» daher komme. Wenn er aus der Schule sei, so wolle er zu einem Mechaniker in die Lehre und machen, dass er ein tüchtiger Arbeiter werde, der «etwas» verdiene. «Damit wir dann heiraten können!»

«Dann solltest du aber auch gut rechnen können, glaubst du nicht? Und weil Anna nicht gerade gut rechnet — das macht weniger, sie ist dafür vielleicht praktisch im Nähen und Kochen — aber jemand in der Familie sollte doch gut rechnen können — du solltest den Fehler Annas gut machen, indem du für beide rechnen kannst! In der Ehe muss man sich gegenseitig ergänzen!»

Das leuchtet ihm sehr ein.

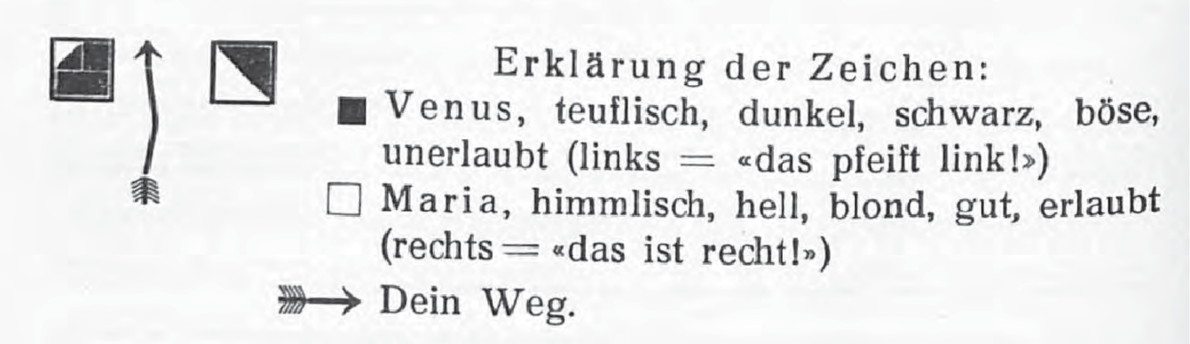
Nun rechnet er mir mit einem Eifer, dass ich jedesmal das Lächeln unterdrücken muss, wenn ich an seinem Pulte vorübergehe, oder wenn mein Blick ihn streift.

Zufälligkeiten.

Als ich diesen Sommer in einem Kolleg sass, zeichnete der Kamerad neben mir «zufällig» und gedankenlos untenstehende Zeichnung. Ich betrachtete ihn. Auf einmal hält er inne, blickt herausfordernd zu mir und flüstert: «Du, du bist Psychanalytiker, sag mal, hat das auch was zu bedeuten, was ich da stumpfsinnig herzeichnete!»

Ich kannte ein bisschen die Liebesgeschichte meines Kameraden. Er schwankte zwischen einer Schwarzen und einer Blonden. Mit der in der Ferne wohnenden Blonden wollte er sich nach dem Examen verloben. Die Schwarze, die sei mehr nur so «ein Schwarm», hatte er mir erklärt.

Auf seine Frage wegen der Zeichnung nickte ich, ergriff das Blatt und schrieb eine «Erklärung der Zeichen», wie sie am Fusse einer Wandkarte steht.



Mein Kamerad war sehr erstaunt, weniger über die Lösung, deren Richtigkeit er sofort zugab, als über die Tatsache, dass wirklich ein deutbarer Sinn in derlei unabsichtlichen Zeichnungen verborgen liegt. Und er gestand mir, es sei eben so: die «Venus» reize ihn mehr als die weniger sinnliche «Maria».

Der Vorfall brachte mich zum Nachdenken über all das, was zufällig ist. Ich erinnerte mich, etwa ein Jahr zuvor ein merkwürdiges Phänomen erlebt zu haben. Auf unseren Tischmessern stand eine Marke, die ich oft las, «Castell». Wie ich nun eines Tages spazierte, fiel mir plötzlich ein, ich habe mich verlesen, deutlich sah ich ein Messer vor mir, darauf stand: «Caststeel». Damals hatte mich der Fall nur vom Standpunkte der Experimentalpsychologie aus interessiert: ich sagte mir, dass ich das Wort immer nur perzipierend-fluktuierend gelesen habe. Durch das viele Lesen sei dann aber der Reiz des Schriftbildes auf meiner Netzhaut so stark geworden, dass ich das Wort nun in der Erinnerung aperzipieren konnte. Heute nun interessierte mich die unterbewusste Seite meines Erlebnisses. Ich machte Assoziationsreihen:

Castell	Castell
Burg	Schriftstellername
Ritter	Zeitschrift, von der ich eine schlechte Meinung habe
Stolz	Nichts wert, dilettantenhaft
Spanier	Ich
Don Quichotte	

Caststeel
Gußstahl
Hart-scharf-geschliffen (die Messer waren unmittelbar, bevor ich das Wort Caststeel in der Erinnerung richtig zu lesen vermochte, von mir geschliffen worden).
Satyre-Fabel. (Eine der besten unserer Zeitschriften hatte Fabeln von mir angenommen, darauf war ich stolz.)

Nun war mir der Sinn meines Verlesens klar. Ich hatte mich unbewusst mit den Messern identifiziert. Unter der Deckwahrnehmung (Pfister) verbarg sich, bevor mir der richtige Wortlaut «Caststeel» zum Bewusstsein kam, die ganze Geteiltheit meiner Seele:

«Ich leiste so wenig, wie die ungeschliffenen Messer, bin ein Dilettant, ein Don Quichotte —

trotzdem ich aus Stahl bin: scharf, geschliffen; trotzdem ich es ernst nehme mit der Kunst, trotzdem ich ein Ritter bin.»

Nach der Aufnahme der Fabeln durch die Zeitschrift sagte ich mir, jetzt sei ich doch der, für den ich mich gefühlt hatte, der Stahlharte, der Scharfe; ich hatte Einheit gefunden. Es freute mich, dass andere mich anerkannten, dass ich mich, zum erstenmal gedruckt, in Gesellschaft der Besten sah. (Der Mensch — vor allem das Kind und der Künstler — hat Anerkennung von aussen so nötig wie das Land den Regen; es genügt auf die Dauer nicht, dass er sich sagt, seine Arbeit sei etwas wert und sich mit seinem eigenen Urteil begnügt.)

Silberers * Buch über den Zufall brachte mich auf den Gedanken, einmal in der Schule nachzufragen, wie das Unbewuste die Kinder narrt. Zum Beginn erzählte ich der Klasse einen Fall zur Anregung:

Meist hat der Zufall einen geheimen Sinn, fing ich an. Da hatte ich jüngst Zahnschmerzen. Der Zahn muss heraus, denke ich. Du gehst auf das Halbvieruhr-Bähnchen, dann kommst du grad noch rechtzeitig zum Zahnarzt. Bis etwa um Drei verschwanden die Zahnschmerzen aber.

«Jetzt gehst Du gleichwohl», meint meine Frau, und ich sage: «Selbstverständlich, was meinst Du eigentlich!» Ich mache mich bereit und gehe. Wie ich schon ordentlich weit vom Hause weg bin, kommt mir in den Sinn, dass ich mein Portemonnaie in den andern Kleidern stecken liess und keinen Rappen Geld bei mir habe. Ich laufe zurück, hole den Geldbeutel, und im Trabe geht's gegen das Statiönchen hin. Doch der Zug fährt mir vor der Nase fort — zu Fuss in die Stadt eilen? Nützt nichts, ich käme erst nach vier Uhr hin, und dann empfängt mich kein Zahnarzt mehr. — Ich schreite heimzu. Aber ich bin gar nicht so recht missvergnügt. Uebrigens habe ich ja keine Zahnschmerzen mehr. Plötzlich kommt mir in den Sinn, dass ich in meiner Brieftasche eine Fünfzigernote habe — dass ich gar nicht nach meinem Geldbeutel hätte heimrennen müssen — dass ich alsdann das Züglein nicht verfehlt hätte . . .

Die ganze Klasse lacht. Jedermann hat verstanden, was für ein Sinn hinter den Vorgängen steckte. Nun aber wollen die Kinder erzählen. (Mündliche Erzählungen, Aufsätzchen.)

---

* Band III dieser Sammlung.

V e r s c h r e i b e n :

1. «Ich wollte mich in Genf auf eine Stelle melden. Der Vater sagte, ich könne schon noch ein Jahr zu Hause bleiben, ich käme, wenn ich einmal in der Fremde sei, gerne wieder einmal heim. — Nein, jetzt geh ich, antwortete ich und machte mich hinters Schreiben. Ich dachte, die sehen dann schon, was ich während der Schulzeit geleistet habe.

Da schrieb ich: 4. Januar 1920 (statt Februar 1921). Und ich gehe doch gerne fort!»

«Macht dir denn der Abschied von Zuhause nicht bange?»

«Schon ein wenig!» Das Wasser steigt ihm in die Augen. Daraus merke ich, dass meine Vermutung über die Ursache des Verschreibens — nämlich ein Jahr jünger zu sein und noch nicht in die Fremde gehen zu müssen — richtig sei. Um mich zu überzeugen, frage ich: «Hast du den Brief abgeschickt?»

«Nein, ich habe ihn gar nicht fertig geschrieben, ich machte einen Klecks. Ich will ihn dann später schreiben.»

2. «Im Aufsatzheft verschreibe ich mich oft. Ich habe Aufsatz nicht gern. Ich denke immer schon an den nächsten Satz, drum verschreibe ich mich. Doch der Grund des Verschreibens ist mir erst grad jetzt in den Sinn gekommen: ich möchte fertig sein, bevor ich recht angefangen habe.»

V e r r e d e n , V e r l e s e n :

3. Ein Knabe memoriert:

«Herr Oberst Philipp Hosen s a c k . . .» statt Hohensax. Gelächter.

«Was hast du im Hosensack?»

«Eine Kannenbirne.»

Sie will sich ins Bewusstsein drängen und benützt die günstige Gelegenheit. (Gedicht aus «Balladen und Lieder» von Hans Rhyn.)

4. Wir hatten von Meertieren gesprochen. Ein Knabe (der oft in der Aare fischt), kommt in der darauffolgenden Deutschstunde zum Lesen.

«Da meint ich schon, 'nen guten Fang zu tun,
Denn keiner dachte dran, den Hut zu grüssen.
Da sieht's der Pfarrer, der Rösselmann —
Kam just von einem Kracken her...»

«Warum liesest du Kracken?»

«Ich habe in der Pause einen gezeichnet, ich dachte, wenn es in der Aare solche hätte, der wäre schwer zu lüpfen (das wäre ein guter Fang)».

Der Kracken ist Perseveration geworden. Dahinter steckt der Wunsch nach dem guten Fang, gleich ein geschickter Fischer zu sein.

5. «Mein Onkel ist Schuster. Ich mache für ihn die Kommissionen. Er schickte mich ins Weisshaus, die Leute dort hätten Schuhe zum Flicken, ich solle sie holen. Die Leute sagten mir, der Onkel solle die Schuhe sofort flicken, «sie pressieren». Als ich vom Weisshaus die Strasse gegen unser Dorf hinunter kam, schritten hinter mir zwei Mädchen. Ich dachte, ob die etwa mit mir kommen wollten.

Dann kam ich zum Onkel und sagte zu ihm: ‚Sollisch pressiere, es warte mer Zwo!'»

Der Fall ist klar, er wurde von dem Bürschchen auch sofort begriffen.

Verlegen, Vergessen:

6. Ein Mädchen hatte einen Aufsatz geschrieben über Weltis «Hochzeit». Darin stand ein Satz, den seine Kameradinnen lächerlich fanden. Das Mädchen nahm deswegen

das Aufsatzheft mit heim. Es vergass es aber bei der Grossmutter, die es auf dem Heimwege besuchte. Es legte das Heft, damit man es nicht sehe, unter einen Stoss Zeitungen, die in der Ofenecke zum Anfeuern lagen. Dort vergass es das Heft. Am Morgen darauf fand das Mädchen es nirgends. Endlich kam ihm in den Sinn, es habe das Heft bei der Grossmutter vergessen. Angst erfüllte das Kind, die alte Frau könnte das Heft verbrannt haben. Die Vermutung bestätigt sich. Es meldet mir die Sache und versichert, es könne «wirklich nichts dafür». -- Nachdem wir den Fall untersucht haben, versteht es das Verlegen und Vergessen des Heftes.

7. Ich musste immer die Kaninchen füttern. Das machte ich sehr, sehr ungern. Da liess ich einmal im Vergäss das Töri offen. Die Kaninchen sprangen aus dem Häuschen in den Garten. Der Bruder sagte: «Wie leicht hätten sie sich verlaufen können. Und der Wald ist so nah!» Ich dachte, das wäre mir doch gleich gewesen, ich hätte sie dann nicht mehr zu füttern brauchen.

8. Der Onkel hatte mir ein nagelneues Fünffrankenstück gegeben. Ich tat es in den Geldbeutel. Da kam ein Hausierer. Der hatte so schöne Haarbändel. Die Mutter sagte: «Du hast selber Geld, wenn du solche kaufen willst!» Ich fand aber das Portemonnaie nirgends. — Dann fand ich es später im Täschchen (Ridicule). Da war ich doch froh, dass der Fünfliber noch ganz war. (Der Sinn: es wollte das Geldstück nicht wechseln.)

9. Als ich auf der Schönenalp bei meinem Onkel war, musste ich immer die Kommissionen machen. Es war ein weiter Weg bis ins Dorf, und ich hatte immer alle Hände voll. Einmal hatte ich auch eine Hutte voll. Ich vermutete, dass ein Paket für mich auf der Post sei. Ich ging hin, und das Paket von zu Hause war wirklich da. Ich freute mich

und ging der Alp zu. Als ich anlangte, merkte ich, dass ich die Petrolflasche auf der Post stehen gelassen hatte. — Sonst hätte ich das Pack nicht gerade mitnehmen können. In der andern Hand hielt ich den Stock. Ich konnte nun gerade noch einmal gehen («konnte!»).

10. Als ich ins Konsum ging, vergass ich die Eier. So mehr als nur einmal. Ich habe nämlich immer Angst, ich zerschlage sie. Und dann muss man immer so acht geben. («Man» kann nicht mit den Kameraden herumfahren!)

11. Als die Mutter wusch, tat ich etwas Dummes. Sie sagte, ich bekomme nichts z'Vieri. Vorher musste ich noch Zucker holen für in den Tee. Da brachte ich anstatt Zucker Soda. Aber ich hatte das sicher nicht mit Absicht getan. Auf dem Wege vergass ich, was ich bringen sollte und meinte, es sei Soda. (Das Unbewusste nimmt Rache an der Mutter, weil sie dem Töchterchen nichts z'Vieri geben wollte.)

12. Einer der Arbeiter meines Vaters schickte mich ins Konsum, um ein Päcklein Tabak zu holen. Ich vergass, was er mir befohlen hatte und brachte Schokolade. Er lachte mich aus und gab mir ein Stück davon.

13. Ein Knabe wird in der Stunde von seiner älteren Schwester hinausgerufen, er solle ihr den Kellerschlüssel geben, er habe ihn wahrscheinlich am Morgen eingesackt, als er sich einen Apfel holte. Die Schwester geht auch noch zur Schule. Sie musste aber zu Hause bleiben, um zu kochen, weil die Mutter auf Taglohn arbeitete und an dem betreffenden Tage erst am Abend heimkam. Wie der Knabe herein kam, fragte ich ihn, ob er den Schlüssel absichtlich mitgenommen habe. Nein, er habe zuerst geglaubt, er habe ihn gar nicht im Sack. («Was habt ihr im Keller?») — «Einen halben Korb Edelgrauech (Aepfelsorte) und unser Riggi

(die Schwester) stiehlt immer davon, es sind schon bald keine mehr!» Damit ist das Mitnehmen des Kellerschlüssels erklärt.

14. Ich erhielt von Vaters Bruder fünf Franken. Ich sollte sie dem Vater bringen für eine Fuhr. Er lag auf dem Kachelofen. Ich ging auch hinauf. Er sagte, er wolle doch für die Fuhr nichts, ich solle Ruedi das Geld wieder zurückbringen. Als ich das tun wollte, war das Geld verschwunden, ich wusste nicht mehr, wohin ich es verlegt hatte. Am andern Morgen musste ich Ruedi einen anderen Fünfliber zurückbringen. Dann buken wir Kuchen, und ich fand den Fünfliber Ruedis unter dem Simmelsäckli. Es hatte auf dem Ofen gestanden. — Ich hatte wohl den Wunsch, das Geldstück für mich zu behalten.

15. Einem Knaben ist während der Brotrationierung jeweilen, wenn seine Eltern ausgingen, der Haustürschlüssel versteckt worden, damit er nicht Brot nehme. Er kundschaftete aber das Versteck aus und drang heimlich in die Wohnung ein, um Brot zu «mausen». Einmal musste er nach einem solchen Diebstahl auf den Abort. Und dann wusste er nicht mehr, wo er den Schlüssel zur Wohnung hingelegt hatte. Er suchte, bis die Eltern heimkamen. Die Mutter fand den Schlüssel auf den ersten Blick auf der Lehne der Laube liegen. Der Bursche wurde so verraten, bekam Schläge und fühlte dadurch sein Gewissen so erleichtert, dass er gleich darauf eine Zungenwurst stahl, ohne sich deswegen Gewissensbisse zu machen. Im Gegenteil, er sagte sich, der Vater «het mer hert gnue zueche gha» (er habe ihn stark genug bestraft, dass man für diese Strafe schon noch etwas «tun» dürfe ...) !

Dieses Beispiel lässt uns tiefe Erkenntnisse über die Psychologie der Strafe gewinnen. Sie stumpft das Gewissen ab,

sie nimmt dem Sünder die Gelegenheit, selber mit sich zu Gerichte zu gehen, sich selber zu bestrafen. Darum sind Kindern strenge Strafen unter Umständen lieber als das Herumgehen mit einem schlechten Gewissen. «Balgis tuet nüt weh, un Schleg sy gly versuret» (Schelte schmerzen nicht, und Schläge schmerzen nicht lange), ist ein unter den Knaben unserer Gegend sehr beliebtes Sprichwort, wenn sie etwas Böses getan haben und dafür bestraft wurden — ein schlechtes Gewissen schmerzt eben längere Zeit. Denn im Grunde genommen ist der Mensch «gut». Das zeigen ausser philosophischen Abhandlungen auch die vier folgenden Aufsätzchen auf eine naive, dafür aber sehr klare Art. In der gleichen Weise, wie ein Traum, eine ethisch wertvolle Kompensation oder Sublimierung von menschlichen Energien (z. B. die Kunst), wie eine Neurose entsteht, so entstehen aus dem Unbewussten Akte der S e l b s t b e s t r a f u n g. Das Unterbewusstsein wurde von gewissen «Psychologen» als ein Gefäss bezeichnet, in dem sich der «Schlamm» der Seele befinde. Ja, gewiss ist im Unterbewusstsein manches Menschen Schlamm . . . leider! aber unter dem Schlamm liegt Gold. Die Arbeit des Psychanalytikers ist nicht nur, «im Schlamm zu rühren», er leitet den Schlamm ab, damit das Gold zum Vorschein komme . . .!

Durch das Unterbewusstsein reden sowohl Gott als auch der Teufel. Im vollständig gelösten Menschen jedoch redet nur noch Gott: alle seine Kräfte dienen ihm i n F r e i h e i t. (Es gibt äusserlich «gute» Menschen, die aus Angst dem Guten fronen . . . Sie sind innerlich so arm als die bösen, indem ihre Seele die E i n h e i t nicht gefunden hat, sie sind zwiespältig, geteilt, und in ihnen lauert die Bestie trotz ihrer streng gewahrten Rechtschaffenheit auf den Augenblick der Befreiung.) Das Unbewusste zwingt uns durch den eigen-

artigen seelischen Mechanismus der Selbstbestrafung viel stärker auf den Weg des Guten als das bewusste Gewissen, das oft vom Bösen leicht überschrien wird. Auch diesen Gedanken offenbaren die nachfolgenden Selbstbestrafungen.

16. Als ich abwusch, fand ich ein Stück Kalbfleisch, das vom Mittagessen übrig geblieben war. Ich versteckte es hinter einem Fettopf, um es dann später heimlich zu essen. Es war noch ein schönes Stück (ein ordentlich grosses Stück). Aber wenn ich allen (Geschwistern) davon hätte geben wollen, so wäre nicht viel auf eines gekommen. Es war nicht recht, dass ich es für mich versteckte, aber ich wollte lieber nicht teilen.

Ich fand das Fleisch aber erst nach einer Woche wieder, und da war es schon grau (schimmelig). Und ich hatte auch nichts davon.

17. Die Mutter machte mir Vorwürfe, dass ich immer solch einen Lärm machte am Mittag. Aber ich lärmte weiter. Dann kam ich in die Schule. Gerade vor der Zimmertüre des Herrn A. stolperte ich. Ich flog an die Türe, sie springt auf, und ich falle so lang ich bin in die Schulstube herein. Alle lachten, aber Herr A. war zornig.

Ich dachte, das ist jetzt die Strafe dafür, dass ich nicht auf die Mutter habe horchen wollen.

18. Im letzten Diktat (vier Tage vor Abgabe des Aufsätzchens) machte ich so viele Fehler. Ich habe manche Stunde darüber nachgedacht. Ich machte ja immer viele Fehler. Aber besonders über diese Stunde habe ich nachgedacht. — Am Sonntag ging ich in die Stadt. Denn ich sagte der Mutter, ich wolle in den Zirkus. Sie glaubte mir und gab mir einen Franken. Ich ging aber nicht, kaufte für das Geld Milla-Zigaretten und ging in der Stadt herum und rauchte alle meine Zigaretten.

Nun kann das der Grund sein, dass ich so viele Fehler gemacht habe. Es war die Strafe für Rauchen und Lügen *.

Wie vielen «unbegreiflichen» Zufälligkeiten der Mensch ausgesetzt ist, in denen er sich bestraft für eine begangene «Sünde» oder für geheime Uebel (z. B. bei Kindern für Onanie), davon kann sich nur der einen Begriff machen, der imstande ist, vermöge der psychanalytischen Methode bis dorthin in einen Menschen einzudringen, wo das Unbegreifliche verständlich wird. — Die allertiefsten Zusammenhänge jedoch erforscht kein menschlicher Geist, gefühlsmässig aber gelangt man durch analytische Einsicht zu der Lebensweisheit, dass hinter allen Vorgängen etwas Absolutes steht, wir gelangen zu einem neuen Erleben Gottes. Die Worte: «Gott ist Geist» und «Gott ist die Liebe», die wir in unserer Jugend vielleicht wie Phrasen auswendig lernten, erhalten Sinn und Inhalt, erlöst blicken wir in die Welt und erkennen:

«Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis...!»

Das Krönlein.

Ausschnitt aus dem Leben eines schwer erziehbaren Knaben.

Mit Wohlgefallen betrachtete der Zweitklässler Fritz Schori seine neue Schiefertafel, als er vom Schulhaus her den Blumenrain hinunter der Brunngasse zuschritt. Er setzte sich beim Krämer Messmer auf die Gartenmauer, kramte aus der Unergründlichkeit einer zerrissenen Westentasche ein Griffelstümpchen hervor und begann das blaue Krönlein, den Firma-Stempel auf dem Rahmen der Tafel abzuzeichnen. Er dachte dabei an den Frosch, von dem die Lehrerin in der

* Anmerkung des Herausgebers: Ist es nicht ein prächtiger erzieherischer Erfolg, wenn die Schüler so offen mit ihrem Lehrer sprechen!

letzten Stunde erzählt hatte. Der hatte auch so ein Krönlein auf dem Kopfe getragen. Und er war ein verzauberter Königssohn, was Fritz Schori gar nicht von ihm erwartet hatte. Frösche und Kröten sind grausige Tiere, und niemand hat sie gern. Nur der Korbermichel, der noch viel ärmer war als Schoris, fing im Bachmöösli Frösche. Er riss ihnen die Beine aus und verkaufte sie in der Stadt. Aber nie hatte der Michel einen mit einem Krönlein gefunden, der obendrein noch ein verzauberter Prinz gewesen wäre.

Fritz Schori war jetzt mit seiner Krone fertig. Er zählte die Zacken nach und merkte, dass er ihrer sechs gemalt hatte, während die Zeichnung auf dem Holze nur deren fünf besass. Das schadete aber nichts. Denn seine Krone war eben eine viel vornehmere als die auf dem Rahmen. Die gehörte nicht nur einem Königssohne: ein Kaiser trug sie.

Hier wurde der Knabe durch zwei Mädchen aus seinen Träumereien gestört. Sie bewunderten im Schaufenster das Feuerwerk, das Herr Messmer auf den ersten August hin ausgestellt hatte.

«So eine prächtige Sonne kostet dreissig Rappen!» rief eines von ihnen. «Ich kaufe mir eine und eine Schachtel bengalischer Zündhölzer dazu!»

Fritz nahm seine Schiefertafel rasch unter den Arm und trat näher. Von weitem fielen ihm alle die Herrlichkeiten in die neugierigen Augen. Eine langgestielte Rakete in der Mitte des Fensters gefiel ihm besonders.

«So eine will ich!» sagte er laut, prahlend. «Sie knallt und gibt Sterne. Blaue und rote. Und Martis Melker will mir Siebenzig geben. So viel kost' sie!»

Die Mädchen rümpften die Nasen. Mit höhnischen Blicken massen sie den Knaben, der in unsauberen und zu-

sammengeflickten Kleidern steckte. Sie traten weg. Eines sagte:

«M — du stinkst ja nach Kuhmist!»

Der Knabe wurde böse. «Halt 's Maul, sonst bekommst!» rief er und ballte drohend die Fäuste. Das andere Mädchen, das ein bisschen älter aussah und ebenso gut gekleidet war wie seine Kameradin, lächelte hämisch: «Eine Rakete für Siebenzig — kauf du Läusesalbe!»

Kreischend flüchteten beide vor Schori, der wütend auf sie zulief. Als er keines erwischte, ergriff er einen Stein und warf ihn den beiden nach. Sie drehten sich um.

«Ui, wart nur, morgen sagen wir es der Lehrerin, dass du Steine geworfen hast. Ui, das gibt dann!»

«Sauhexe!» schrie Fritz den Mädchen nach. Es beruhigte ihn, dieses Wort rufen zu können. Denn: das wusste er, dass es ein hässliches Schimpfwort, eine tiefe Beleidigung war. So hatte nämlich seine Mutter im Streite der Frau Nyffeler zugerufen, als sie beschuldigt wurde, der Nachbarin Eier aus dem Hühnerhofe gestohlen zu haben.

Fritz trat wieder auf das Ladenfenster zu. Er bemerkte, dass er einen Teil seiner Krone verwischt hatte. Das bedauerte er, und zornig blickte er gassauf, doch die Mädchen waren verschwunden. Er nahm sich vor, die Krone zu Hause wieder herzustellen.

Nun stand er vor das andere Schaufenster und betrachtete die dort ausgestellten Fackeln. So eine runde gefiele ihm wohl, dachte er. Aber eine Rakete war doch noch viel schöner. Er trat wieder hinüber. Wenn er alle Raketen haben könnte! O, es waren so viele da, und keine ganz gleich wie die andere! Und in einer Ecke lagen Frösche, die so lustig knallten und vor denen die Mädchen so Angst

hatten, weil sie um sie herum sprangen. Gerade so wie der Frosch um die Königstochter.

Er trat weg.

«Hast nachsitzen müssen?» rief ihm ein Knabe zu. Eiligen Schrittes verfolgte er nun seinen Heimweg. Aber nach einer kurzen Weile verfiel er wieder ins Träumen. Wenn er, Fritz Schori, gar nicht der Fritz Schori, sondern ein verzauberter Königssohn wäre! Der Gedanke überfiel ihn. O wie herrlich: dann, wenn er entzaubert würde, so wäre er ja reich! Reich: er könnte den ganzen Laden Messmers auskaufen, und zuerst die Sonne, die das Zbinden Marie so gerne wollte! Und Kleider und neue Schuhe, Nummer 35, und einen schönen Filzhut mit einer Enterichfeder drauf! Und ein noch warmes, weisses, knusperiges Brot, ganz für sich allein!

«Fritz, kommst du erst jetzt! Die Mutter ist bös auf dich!» Von einem Mistwagen rief ihm das ein junger Bauer herunter. «Lauf, sie schimpft sonst!»

Er trabte davon. Etwas ausserhalb des Dorfes stand neben einem breitdächigen Bauernhaus ein lotteriges Stöckli, die Wohnung der Taglöhnersfamilie Schori. Als Fritz in die Küche trat, wehte ihm ein dicker, beissender Rauch von Tannenreisig entgegen. Die Mutter mit ihren ewig entzündeten Augen kochte das Mittagessen.

«Warum kommst du erst?» schrie sie den Jungen an, als sie seiner durch den Rauch ansichtig wurde.

«Ich habe . . .» sagte er scheu und dachte nach, wie er sich eigentlich versäumt habe.

«Ja, ich weiss schon, du Schlingel, hast wieder Arrest gehabt!»

«Nein!»

«Maulst du!» schrie das Weib drohend.

«Ich habe eine neue Tafel bekommen!»

Nun kam die Mutter näher, wischte ihre schmutzigen Hände an der Schürze ab und betrachtete die Tafel.

«Hast sie schon verschmiert!» keifte sie, auf die Zeichnung deutend. Der Bube antwortete nichts.

«Und so eine kleine!» giftelte sie. «Wenn's etwa Müllerbänzes Anni gewesen wäre, das hätte schon eine grössere erhalten. Aber eben, wenn man arm ist und der Lehrgotte nichts z'Metzg geben kann und auch keine Eier — ja!» schloss sie, blass vor Empörung.

Sie holte ein Emailgeschirr vom Feuerherde.

«So, da lauf mit dem Essen, sonst hat's der Vater kalt, und dann schimpft er mit mir, wenn er heimkommt.

Der Knabe blickte mit hungrigen Augen nach den Töpfen.

«Du kannst nachher essen, ich stell dir das z'Mittag an die Wärme. Mach jetzt, dass du fortkommst, sonst brummelt der Vater!»

*

An dem rottannenen Tische in der Stube sassen Vater Schori und Kohler Bänz, ein anderer Taglöhner, der auch an der Wasserleitung arbeitete.

Schori zog die knarrende Schublade hervor und nahm ein Jass-Spiel daraus. Er klopfte mit den Knöchelchen darauf und sagte: «So!»

Dann rief er, sich gegen die Küche wendend: «Eisi, kommst gleich!»

Die Mutter trat in die Stube. Im Arm trug sie eine grüne, schmutzige Flasche und in der Hand drei Fuselgläschen. Sie schenkte ein.

«Eigentlich sollte ich noch Emmelis Rock flicken . . .»

«Plunder», lachte der Mann roh, «das hält's wohl noch einen Tag. Jetzt wollen wir spielen, gelt Bänzli!»

Der röchelte einen unverständlichen Laut durch die Nase, der in dem struppiggrauen Bart vollends erstickte. Auf einmal rief Schori: «Eine Tafel her — kreuzdonner! Bub, wo hast du deine Tafel?»

Zögernd erhob sich in einer Stubenecke Fritz. Er nahm das obere Griffelende in den Mund und sprach halb trotzig: «Die Lehrerin hat gesagt, die Tafel müsse voller «Maus» sein — ich hab nur fangs —»

«Hat sie gesagt», lachte der Vater, «mich kümmerts en Dreck. Die wird dich wohl nicht fressen, kreuzdonner! Her mit der Tafel, und du mach, dass du ins Nest kommst!»

Fritz gehorchte. Die eine Tafelseite war zur Hälfte mit einer ungelenken Schrift beschrieben.

«Nimm die andere Seite», sagte Frau Schori. Er drehte die Tafel und sah eine grosse, mit schrägen Strichen schraffierte Krone darauf gezeichnet.

«Aha!» rief er. «Darum ist der Kerl nicht fertig! Die Tafel hat er zerkritzeln müssen, der Kreuzdonner!»

Er neigte sich und spie auf die Krone. Dann löschte er sie mit einem alten, stinkenden Schwämmchen weg.

Das Spiel begann und ging laut her. Fritz konnte lange nicht einschlafen. Er hörte jedoch nicht auf das Geschrei der drei Spielenden. Es fiel ihm auch der Schnapsdunst nicht besonders auf, der nach und nach in das Stübchen drang. Er dachte an den verzauberten Prinzen, und an die güldene Krone des hässlichen Frosches.

Als er am Morgen geweckt wurde, weinte die Mutter. Der Vater war schon weg. Der Knabe fasste die Hand der Weinenden.

«Was hast?»

Sie streichelte ihm durchs Haar. «Händel gehabt mit ihm . . .»

Der Knabe fragte nicht weiter. Oft stritten sich Vater und Mutter.

«Der Hund!» fuhr die Frau mit weinerlicher, empörter Stimme fort, «geschlagen hat er mich heute Morgen!»

«Habt ihr viel Geld verspielt gestern Abend?» fragte nun Fritz scheu und mit altklugem Gesicht.

Er erhielt einen bösen Blick. Mit veränderter, ärgerlicher Stimme schrie die Mutter: «Was geht's dich an, du Lausbub! Iss und nachher pack dich.»

«Ist Emmeli schon zur Schule?» fragte er nach einer Weile, kauend.

«Nein. Es muss dableiben heut, dass mir jemand anfeuert. Ich geh mit Martis aufs Feld!»

Fritz liess seine Kaffeebrocken halb ausgegessen stehen und ergriff die Tafel. Als er sie nur halb beschrieben sah, würgte ihn Angst. Was sollte er der Lehrerin sagen? Der Abend kam ihm in den Sinn. Mechanisch drehte er die Tafel um. An Stelle seiner Krone standen die Striche der Jasser.

Gedankenlos, von seinen unklaren Gefühlen gepeinigt und geführt, ging er seine Strasse. Er sah nicht, wie die letzten Schulkinder an ihm vorbeiliefen. Als es vom Kirchturm sieben Uhr schlug, war er erst am Fusse des Blumenrains, auf dem das Schulhaus stand. Ohne klar zu wissen, was er tat, trat er in einen Hohlweg ein, der seitwärts in das Buchwäldchen führte. Dort packte ihn plötzlich, als er wieder seine Tafel anstarrte, eine wilde Wut — er ergriff die Tafel und schlug damit auf einen hohen Markstein, dass die Scherben klirrten.

Erschrocken ob sich selber nahm er nun die Reste der Tafel auf und lief schnurstracks zur Schule. Grosse Tränen

rollten ihm aus furchtsamen Augen über die gelben Wangen hinab, als er der ratlosen Lehrerin beichtete.

Als Fritz am Mittag aus der Schule heimkam, weinte er nicht mehr. Er trug eine alte, in der einen Ecke schon gespaltene Tafel mit sich, dazu ein Brieflein von der Lehrerin. Er gab es der Mutter, ohne ein Wort zu sagen. Trotzig stand er vor ihr, als sie es las.

Sie wurde zornrot im Gesicht und gab ihm eine schallende Ohrfeige. Er rührte sich nicht.

«Fünfunddreissig Rappen!» schrie die Frau heiser, «da hast du sie, du Mordsschlingel! Der Vater wird auch noch ein Wörtchen mit dir reden, bevor er die zerschlagene Tafel bezahlt!»

Als der am Abend die Sache vernahm, schlug er den Knaben mit einem zusammengelegten Seile und jagte ihn ohne Essen ins Bett.

Fritz schrie vor Trotz und Schmerz. Dennoch fühlte er eine dunkle, seltsame, wohllüstige Genugtuung, die fast wie Freude war, wenn er daran dachte, dass er die Tafel in tausend Scherben geschlagen hatte.

Nachdem er etwa eine Stunde geschlafen hatte, erwachte er. Seine Gedanken kreisten um das Krönlein und den verzauberten Frosch.

Ich bin doch kein Königssohn, dachte er. Wild bäumte es sich in ihm auf. Er sass auf den Bettrand. Sein Auge fiel auf das Schwesterchen, das am Fussende des Bettes schlief. Die Haare der Kleinen leuchteten wie Gold. Es atmete ruhig.

Plötzlich fuhr Fritz dem Mädchen mit allen zehn Fingern in den Schopf, als ob er ihm die Zöpflein ausreissen wollte.

Emmeli schreckte aus dem Schlafe auf und schrie dumpf. Sein Blick war fremd und furchtgebrochen.

«Halt ds Maul!» keuchte das Bürschchen, das wie ein kleiner Teufel aussah. «Sonst bekommst, aber ferm!»

Die Kleine gehorchte wimmernd.

Triumphierend legte sich Fritz wieder schlafen.

Ein Tierquäler.

I.

Tino Vetsch ist der 13jährige Sohn eines Kleingewerblers.

Auf einem schmächtigen und mageren Leibe trägt er einen zu grossen Kopf mit blassem, spitzem Antlitz und beständig entzündeten Augen.

Zu Hause geniesst er von seiten des Vaters eine sehr strenge Erziehung, welche die Mutter durch Güte und Nachsicht oft hinter dem Rücken des Vaters zu mildern sucht.

Herr Vetsch hält das Bürschchen zur Arbeit an. Trotz seiner etwas rauhbautzigen Art meint er es mit seinem Buben gut und ist auf ihn stolz, weil er ihn «besser als einen Gesellen» gebrauchen kann. Er verwendet Tino nicht nur zu allerlei Diensten in der Werkstatt, der Knabe muss ihm auch viele Läufe und Gänge abnehmen, mit dem Velo in die nahe Stadt fahren, Zahlungen und Einzüge besorgen. Er hält auch darauf, dass der Bube seine Schulaufgaben richtig macht. Am Abend muss Tino vor seinem Vater immer ein kleines Examen durchmachen, bei dem es oft streng, aber wohlgemeint zugeht. Dabei erhält Tino oft, wenn der Vater heftig wurde und es Tränen gab, von der Mutter nachher heimlich ein Stück Kuchen, Schokolade, oder etwa eine Birne zugesteckt, bevor er zu Bette geht.

Die vermehrte Liebe, die ihm Frau Vetsch erzeigt, lohnt Tino nicht etwa dadurch, dass er ihr gegenüber sich folg-

samer und williger gebärdet als gegen den Vater. Im Gegenteil, ihr gehorcht er nur dann wie Herrn Vetsch «aufs Wort», wenn der Vater anwesend ist. Sonst jedoch mault und trotzt er ihr, oder macht ihr passiven Widerstand, während, wie schon gesagt, unter der Autorität des alten Vetsch alles wie am Schnürchen geht.

Es ist noch zu sagen, dass Tino eine drei Jahre ältere Schwester besitzt, die er verächtlich, grob und gemein behandelt, trotzdem sie aus der Schule und schon ein kleines Fräulein ist. Er hat sie nie anders behandelt, die beiden Geschwister lebten in einem ewigen Streit miteinander. Schuld daran war jedenfalls Tino; denn Frieda ist sanft, wie ihre Mutter. Der Knabe liess am Schwesterchen alle seine schlechten Launen aus, das heisst, soviel er daran nicht von seinem Vater gehindert wurde, dessen Lieblingskind das Mädchen ist.

In der Schule lernte ich Tino als sehr fleissigen, jedoch als einen aus jener merkwürdigen Gattung von Schülern kennen, die es trotz grossen Fleisses und keineswegs verkümmerter Intelligenz zu nichts bringt.

Ich könnte nicht das geringste über ihn klagen, was sein Betragen und seinen Fleiss betrifft. Auch weiss ich von den Spielstunden, dem Turnen und den Reisen her, dass Tino sich «weltgewandt», praktisch und mit durchschnittlich normaler Klugheit benimmt, dass er mit seinem Geiste rasch auffasst und sich der Situation anzupassen weiss — mehr als Kameraden, deren Leistungen viel besser als die seinen sind.

Wir treffen Tinos Typus in der Schule nicht selten an. Für ihn ist nicht zu befürchten, dass er es im Leben nicht weit bringe, trotzdem er nur mittelmässiger Schüler ist. Ich bin im Gegenteil fest davon überzeugt, dass er es einst weiter bringen wird als mancher seiner Kameraden, der heute auf

ihn herabschaut und ihn verachtet, weil er schlechtere Zeugnisse kriegt.

Die Schule taxiert hier eben falsch, falsch in dem Sinne, dass sie ausschliesslich das W i s s e n beurteilt. Das Leben frägt darnach n i c h t s : K ö n n e n ist in ihm alles!

Natürlich muss der Könner auch «wissen». Aber das Wissen hat als solches nur nebensächliche Bedeutung, oft ist es nur der Weg, das Mittel zum Können, oft nicht einmal das: wir «wissen» herzlich wenig! «Wissen ist Macht» — das ist Unsinn, das Leben beweist es alle Tage. Sonst müssten unsere Schulintelligenzen gegenüber den «Dummen» ganz anders gut im Leben wegkommen, als das allgemein der Fall ist. Die Schule von heute überschätzt das Wissen zu Ungunsten des Könnens, sie « l e h r t » zu viel und e r z i e h t zu wenig.

Gewöhnlich gibt ja dem Lehrer die Erziehung der Schüler, die still in ihren Pulten zu sitzen und sich in der Zwischenzeit nach einer Schulordnung zu betragen haben, und über denen die S t r a f e als vornehmstes Erziehungsmittel drohend steht, bereits nichts zu tun. Das absterbende (so Gott will!), mechanistische Zeitalter bildete sich ein System aus, unter dem die w a h r e , die S e l b s t d i s z i p l i n der Schüler beinahe ganz ausgeschaltet wird. Ein System, eine allgemein gültige Ordnung regelt das Schulleben und fesselt individuellen Willen, Bewegungsfreiheit und persönliche Entwicklung, wie die immer zahlreicher werdenden Verordnungen und Dekretchen das öffentliche Leben. Wo der junge Mensch gleichsam nur mehr der Abdruck eines Klischees ist, geschnitten aus dem Stahl einer übernommenen bestimmten Gesetzlichkeit, da muss es der Lehrer schliesslich als seine Hauptaufgabe betrachten, Wissen zu vermitteln. Meist empfindet er es als eine arge Störung dieser hohen

Aufgabe (Pensum), wenn ein Ereignis eintritt, das seine erzieherische Seite herausfordert. Er ist bestrebt, mit äusserlichen Gewaltmitteln das «Normal»-Bild des Schülers wiederherzustellen, um möglichst bald von neuem dem Wissen opfern zu können. Um die tieferen Gründe der Widerstände in den Schülern kümmert er sich wenig, weil er ihnen nicht beizukommen weiss, weil es mit der Strafe angeblich rascher geht und — weil tiefere Erziehungskunst durch kein Examen gemessen und von keinem Schulinspektor in einem halben Tage geprüft und der Lehrer dafür qualifiziert werden kann. Es herrscht sogar die sicher irrige Ansicht, dass einer ein «schlechter» Lehrer sei, der viel mit Erziehungsangelegenheiten zu tun hat, besonders wenn er dabei etwas weniger Wissen vermitteln kann, während ein anderer, unter dessen inquisitorischem Charakter nie «etwas passiert», als «guter Lehrer» prämiert wird.

Das «Können» gedeiht nicht in der Unordnung, nicht im Chaos! Dem will mit den Ausführungen oben nicht das Wort geredet sein. Es gedeiht am besten in der selbstauferlegten Disziplin eigener Arbeit — es gedeiht im Menschen, der von seinen asozialen Hemmungen befreit ist. Strafe jedoch unterdrückt, *verbirgt* sie nur. Viele Schüler leiden unter der Herrschaft asozialer Triebe. Darum sollte die vornehmste, heiligste Aufgabe des Lehrers die Erziehung sein: die Befreiung und Losschälung der jungen Menschenkinder von all den hemmenden, lebensfeindlichen Mächten!

Viele Lehrer tun das mit feinem Instinkt im *Religionsunterricht*, den zwar andere (das muss auch gesagt sein!), dazu missbrauchen, die Kinder in eine tiefe Angst vor dem *strafenden*, *zürnenden* Gotte zu treiben, statt *versöhnend* und *erlösend* zu wirken.

Bei einem Menschen von normaler körperlicher und geistiger Begabung, der nicht lebens- und gesellschaftsfeindliche Hemmungen in sich hat, stehen Wissen und Können nie in dem Missverhältnis wie beim Typus des Tino Vetsch. Gelingt es, in ihnen die Hemmungen wegzuschaffen, so entpuppen sich solche Leute regelmässig auch als zu guten Schulleistungen befähigt. (Gute Zeugnisse.)

Das bestätigte sich auch bei Tino. Er ist heute ein ganz anderer als noch vor drei Monaten.

II.

Ich musste für einige Zeit in den Militärdienst. Eine junge Lehrerin unterrichtete unterdessen an meiner Klasse.

Der zurückhaltende und eher scheue Tino entpuppte sich plötzlich als ein Frechling und schwer erziehbarer Schüler. Er machte die andern lachen, passte nicht auf, maulte. Strafte ihn die Lehrerin, so grinste er sie hinter ihrem Rücken aus und schnitt Grimassen. Oder er liess sich von ihr verprügeln, ohne eine Miene zu verziehen, Stolz und Unempfindlichkeit im Gesicht wie ein Esel, auf den man umsonst losdrischt. Zuletzt klagte die Lehrerin bei Herrn Vetsch; doch der gab ihr nur zur Antwort, es müsse wohl an ihr fehlen, dem Lehrer habe der Bub immer zu seiner Zufriedenheit gehorcht.

Tino riss sich in den Stunden Haare aus, bis die ganze Klasse aufmerksam und unruhig wurde.

Er brachte eine lebendige Maus in die Schule. Als die Lehrerin den Grund der allgemeinen Aufregung endlich vernahm und mit dem Stock auf Tino zuschritt (sie hatte ihn unterdessen zu hinterst in die Stube gesetzt), da riss er rasch den Pultdeckel auf, packte die Maus in der Falle und biss ihr bei lebendigem Leibe den Kopf ab. Voller Triumph lachte er, unter dem Hallo der ganzen Klasse. Die Lehrerin

wurde beinahe ohnmächtig und wusste nicht, was sie machen sollte.

Am andern Tage erhielt sie Klage von zwei Kameraden Tinos. Er hatte sich wie zum Sport von ihnen auf seinen Befehl mit Haselruten aufs Gesäss hauen lassen. Zuletzt wurde er dabei rasend, sprang ihnen ins Gesicht, zerkratzte ihnen Stirne und Wangen und gab dem einen von ihnen einen so starken Fusstritt ans Schienbein, dass er Essigaufschläge machen musste.

Das alles berichtete mir die Stellvertreterin, als ich zurückkam.

Tino verhielt sich bei meinem Eintritt in die Klasse wieder scheu und zahm, wie zuvor. Darum beschloss ich, mit der Untersuchung noch einige Tage zuzuwarten. Ich wollte mich überzeugen, ob der Knabe sich bei mir anders als gewohnt verhalte, und machte die Beobachtung, dass er artig war, folgsam, fleissig. Er hatte zu mir augenscheinlich eine ganz andere Einstellung als zu der Lehrerin, die er gewiss mit seiner Schwester identifizierte — oder mit der Mutter.

Ich behielt ihn dann zurück und sagte ihm, dass ich von seinen «Müsterchen» unterrichtet sei. Ich sagte ihm auch, dass ich ihn deswegen nicht prügeln, überhaupt nicht bestrafen werde, er müsse mir aber auf meine Fragen Antwort geben. Er solle alles heraussagen, auch wenn es ihm dumm oder «nicht schön» scheine, er solle mir vertrauen usw. So wollte ich ihm die oberflächlichsten Hemmungen nehmen.

Er erklärte mir, er wisse selber nicht recht, warum er der Maus den Kopf plötzlich abgebissen habe — etwa damit die Lehrerin nicht Angst vor ihr habe (die Mutter habe Angst vor lebenden Mäusen). Auch, damit alle sähen, dass er nicht vor Mäusen Angst habe. Und er «schindtere» die

Tiere überhaupt gern, gestand er, als er ein wenig aufgetaut und kühner geworden war. Er fühlte, dass ich nicht beabsichtigte, über ihn Gericht zu halten.

Er hatte sich Haare ausgerissen und sich peitschen lassen, um sich zu üben, «etwas erleiden zu mögen», er sei «halt kein Pipäpeler», erklärte er stolz.

«Ja, warum hast du denn nachher deine beiden Prügelknechte verprügelt?»

«O — sie hatten so Freude an mir, sie schlugen, so stark sie konnten. Die denken, sie m ö g e n mich (seien stärker als ich), fuhr es mir durch den Kopf, und ich wurde wütend. Es nahm mich wunder, ob sie so viel wie ich erleiden mochten, die!»

Also: er wollte durch das Leiden sein P e r s ö n l i c h k e i t s g e f ü h l steigern, sich selber als wer vorkommen, und vor allem auch den andern sich als wer zeigen. Das Lachen und die sadistische Lust der Kameraden verrieten ihm, dass sie ihre Exekution anders auffassten als er. Er fühlte, dass in ihnen seine selbstauferlegte Prügelei das Gegenteil von dem erwirkte, was er gerne wollte: sie empfanden ihn als den Schwachen. Da kehrte er den Spiess um und zeigte ihnen seine Ueberlegenheit auf andere Weise. Dabei hatte er für sich noch die Genugtuung, dass sie nicht was er erleiden mochten — sein Sieg war also doppelt.

Es kamen noch andere Auswüchse seines Geltungsbedürfnisses zum Vorschein. Er hatte einen Fussballklub organisiert. Darin vertrat er die drei Hauptchargen: er war Präsident, Sekretär und Kassier. Je nachdem unterschrieb er die «Korrespondenz» des Klubs als der eine oder der andere. Sonst liebte er die Schreibarbeiten nicht. Dennoch hatte er davon abgesehen, das Sekretäramt einem Kameraden zu überlassen. Offen erklärt er mir: «Ich wäre sonst weniger wichtig

gewesen!» (Psychologie der Aemtlijäger.) Weil er den Fussball lieferte, war es ihm ein leichtes, seinen Ehrgeiz durchzusetzen. Er hatte sich auch eine kleine Handdruckerei gekauft. Seine Mitglieder bot er zu Versammlungen und Spielen mit Postkarten auf, auf denen er grossartig den Vereinsnamen druckte:

«Fussballklup Ober-Hahlenfeld».

Der «Klup» hielt Wettspiele mit andern Vereinigungen der nahen Stadt ab. Die Matches endigten nicht selten mit Prügeleien im Auwäldchen, in dem sich die Parteien zu «Knabenkriegen» zusammenfanden. (Die Lehrerschaft hatte schon ein Verbot ergehen lassen müssen. Wirkung: die Knabenkriege fanden nun im weiter weg gelegenen und weniger begangenen Aarwald statt.) Die «Sieger» plünderten den Unterlegenen die Taschen aus, nahmen ihnen Spielzeuge, «Waffen», manchmal sogar Geld, vor allem aber Rauchzeug ab, das dann zusammengelegt, gemeinsam verteilt und an Ort und Stelle vernebelt wurde. Dabei halfen auch Schüler aus älteren Klassen mit, die den jüngeren durch ihre grössere Kraft, durch ihr «Witze»-Erzählen (Zoten!) und durch ihre grössere «Männlichkeit» überhaupt imponierten.

Mich interessierte im Hinblick auf das Ereignis mit der Maus vor allem Tinos Verhältnis zu den Tieren.

«Du quälst Tiere, sagst du?»

«Ja. Die Katzen hasse ich besonders!»

«Hast du denn gar kein Tier lieb?»

«Doch, die Kaninchen. Als kleiner Bub hatte ich eines aus Stoff und Sägemehl. Daran hatte ich grosse Freude, ich nahm es immer mit ins Bett!»

«Die Katzen hassest du besonders? — Erzähle mir etwas über Katzen, was du willst, was dir einfällt.»

(Material ohne alle meine Zwischenfragen; Zeit: einige Wochen.)

«Wenn ich eine Katze antreffe, so übernimmt mich die Wut, ihr einen Stein anzutreiben. Besonders, wenn sie vor einem Mauseloch sitzt. Ich mag die Mäuse auch leiden, aber die Kaninchen sind mir doch noch lieber. Sie sind so sammetig und schwarz, wie junge Silberkaninchen. Wenn ich Mäuse sehe, so muss ich an ein Nest unserer Kaninchen denken. —

Tante Emma hat Katzen. Der Vater hat einmal gesagt, die Tante sei selber eine alte Katze. Da haben wir sehr lachen müssen, aber die Mutter hat dann mit ihm geschmält.

«Wie ist euch die Tante verwandt?»

«Sie ist die Schwester der Mutter.» —

Einmal habe ich gesehen, wie eine Katze unter den Eisenbahnzug kam. Er fuhr sie mitten abeinander. Es war grausig anzusehen. Es erinnerte mich an einen Vorfall, der passierte, als ich nicht wusste, woher das Fleisch kommt. Da ging ich einst in den Keller. Als ich die Türe öffnete, sah ich, wie der Vater mit einem Stocke auf ein Kaninchen losschlug. Ich konnte mich nicht rühren, so dauerte mich das Kaninchen. Ich schrie wie am Messer. Er lachte mich aus und erklärte mir, das gebe ein Mittagessen. Dann zog er die Haut ab, das Weisse inwendig kam hervor. Das grauste mir. Ich durfte dann noch lange Zeit nicht mehr zum Keller, ich fürchtete mich, ich meinte, den blutigen Balg zu sehen. Und oft träumte mir davon. —

Einmal habe ich eine Broccardkatze in unserem Garten mit einem Stein getötet. Ich traf sie von der Laube gerade auf den Kopf, da blieb sie liegen. Ich erschrak, lief hinunter, versteckte sie hinter den Ladenschwarten. Und als es finster war, packte ich sie in eine Zeitung und warf sie in den Fluss.

Es kam nie aus. Sie war Käsers, die haben immer so viele Katzen. —

Wenn ich zur Tante Emma gehe, so kommt ihre Katze und schnurrt mir ums Bein herum. Dann muss ich mit ihr artig sein und freundlich tun; das macht mich noch wütender, ich würde sie dann am liebsten erwürgen. Ich nehme sie auf den Schoss und streichle sie, dass sie einen Buckel macht und spinnt und den Schwanz aufstellt. Dann lobt mich Tante Emma; denn sie weiss, dass ich die Katzen sonst auf dem Zug habe. Sie meint, ihre Katzen hätte ich lieb, die hat eine Ahnung! Wenn sie weggeht, so haue ich der Mietz eines an den Kopf oder klemme sie in den Schwanz, dass sie fortspringt. —

Einmal habe ich eine Katze in den Auwald geschleppt und ihr solang Zigarettenrauch angeblasen, bis das Päcklein leer war. Dann musste ich erbrechen, sie war ganz nass und voll davon. Ich machte das mit Absicht so, dass es sie traf. Das machte mir Freude in meinem Elend. Als ich ihr dann die Schnur an den Vorderfüssen löste, hüpfte sie davon. Ich machte einen Umweg nach Hause. —

Ich habe von Zeit zu Zeit einen Traum von einer grossen Katze. Die will mich fressen. Sie ist so gross, ich bin nur eine Maus dagegen. Dann, in der Angst, erwache ich. —

Ein Verschen, die Mutter sang es mir oft, als ich noch klein war:

Uf em Bärgli
Steit es Hüüsli,
Isch es Manndli drinne
Wie nes Müüsli,
Het e chrummi Nase,
Cha Trumpete blase,
Uf em Bärgli möcht i sy!

Ich dachte, ich sei das Manndli. Das Müüsli. Die Mutter sage mir etwa «mys Müüsli». —

Bleichmaus. Jetzt sagt mir die Mutter oft so. Das habe ich ungern. Sie meint immer, ich sei nicht ganz gesund, und ich möge nicht so viel erleiden wie ein anderer. Und das stimmt gar nicht, ich bin so stark als ein anderer. Ich bin auch weniger krank als Frieda, wenn das schon immer rote Wangen hat.

Mausi. (Lacht verdrückt.) Dem Frieda sagten sie Mausi, als es noch klein war. Der Vater sagte ihm so, wenn er es auf die Knie nahm. (Lacht wieder.) —

Ich weiss nichts mehr.» (Hemmungen.)

«Warum hast du denn gelächelt?»

«He, das gehört nicht dazu.» (Zögern, Verlegenheit.)

«Sag es nur, wenn's schon nicht dazu gehört!»

«Es kam mir Friedas Klassengenossin Rosa Jungi in den Sinn!»

«Und?»

«Ei, wegen — wegen Otto Dähler — das weiss doch jedes kleine Kind, die Erstklässler auf dem Hahlenfeld sprechen ja davon!»

(Otto Dähler, ein junger Bursche, sollte an dreien Orten Hochzeiter sein, auch bei Rosa Jungi.)

Einmal haben ich und Ernst Käser einer Katze Baldrianwurzeln (?) zu fressen gegeben. Sie wurde sturm und tat, wie verrückt. Sie legte sich auf den Rücken und miaute, sie wankte, als ob sie betrunken gewesen wäre. Wir haben lachen müssen. —

Ein anderes Mal haben wir einer Katze ein Gläsli warmes Bätzi (Schnaps) eingeschüttet, da war sie betrunken. Sie blieb in der Hofstatt unter dem Gruembirlibaum liegen und

erbrach und schneuzte. Auch Käsers Karrer war dabei und musste lachen. —

Er sagte uns, wir sollen einer Katze ein Glöcklein anhängen, an den Schwanz binden, so dass sie es nicht abmachen kann. Die drehe sich dann und springe, bis sie sturm sei oder verrückt. Wir haben es dann in unserem Garten gemacht. Ernst hatte seinem kleinen Schwesterchen das Schellchen genommen, das banden wir ihr an. Die Mutter hörte uns lachen. Sie löste der Katze das Schellchen und schalt mit uns. —

Die Katzen sind falsch. Man weiss nie, ob sie einen nicht kratzen. Ich bin schon sehr oft gekratzt und gebissen worden. Man braucht ihnen nur ein bisschen an den Schnautzhaaren zu reissen, dann werden sie falsch. —

Ich hatte doch einmal eine Katze gern. Ich besinne mich jetzt. Es war aber eine gute Katze. Sie fing viele Mäuse, man sah sie immer nur auf den Aeckern. Sie gehörte den Leuten, bei denen ich verdingt war. Mutter und Vater gingen damals noch beide auf Arbeit aus. Die Katze gehörte meinen Pflegeeltern. Sie war kohlenschwarz und hatte leuchtende Augen. Ich sah sie etwa, wenn ich mit Vater Kuhn fischen ging, der nahm mich nämlich schon mit. Da kauerte sie etwa in einer Ackerfurche und blickte uns nach. Die mochte ich leiden. Sie verschwand dann, niemand wusste wohin. Damals hatte ich noch die ersten Hosen an. —

Da kommt mir gerade noch in den Sinn: Wir hatten auch einmal eine Katze. Gerade, als der Vater dann seine Werkstatt auftat. Eine schön getigerte Broccardkatze, langhaarig. Da hatte sie «jung». Und an einem Morgen fanden wir nur noch die Aeuglein und Krällchen der Jungen, die Alte hatte die Jungen aufgefressen. Aber die Milch und die Brocken hatte sie stehen gelassen. Ich erschrak, als ich es

sah, ich weinte, die Kleinen dauerten mich so. Der Vat sagte, ich solle schweigen, er wolle sie schon lehren: er hol einen Strick, machte eine Schlinge durchs Loch eines Ta bourets und erwürgte darin die Katze. Das tat dem Sauti gut. Seitdem hielten wir nie mehr eine Katze, der Vate hasste sie von da an auch. —

Ich hatte den Traum wieder. Ich sass bei der Mutter i der Küche. Da ging die Türe auf, die Katze kam. Si machte ein grimmiges Gesicht, ihr Schnurrbart zitterte. Ic denke, jetzt geht es zu Ende, jetzt frisst sie mich. Da geh sie auf die Mutter los. Dann bin ich erwacht.» —

(Material zum Traume:)

«Am Abend vorher bin ich bei der Mutter in der Küch gestanden. Der Vater war fort. Ich dachte auf einmal: wenn jetzt jemand käme.»

Der zitternde Schnurrbart und das grimmige Gesicht erinnern Tino an den Vater, wenn er zornig ist. Ein Kindheitserlebnis taucht ihm auf.

«Ich darf es fast nicht sagen!»

Aufgefordert, erzählt er: «Früher, als ich noch ein kleiner Bub war, als der Vater erst anfing (das Geschäft noch nicht lange eröffnet hatte), hatte er oft mit der Mutter Streit. Warum, weiss ich nicht mehr. Frieda und ich hatten dabei immer sehr Angst. Es lief gewöhnlich weg. Ich aber schaute zu.»

«Warum?»

«Es nahm mich wunder, wer mochte (wer der Stärkere sei). Und damit ich der Mutter helfen konnte, wenn es nötig war. Ich meinte, ich könnte ihr gegen den Vater helfen, so stark sei der nicht. Zwei möchten ihn schon. Einmal, als sie wieder stritten, lief ich hin, gab ihm einen Fusstritt ans Bein und schlug ihn mit den Fäusten. Die Mutter rief: ‚Brav!'

oder etwas ähnliches. Der Vater stiess sie weg, ergriff einen Lederriemen und gab mir Schläge, wie noch nie. Je ärger ich schrie, desto mehr haute er.

Er hört immer am schnellsten auf, wenn man nichts dergleichen tut.»

(Nun sind schon zwei Gründe Tinos masochistischer Uebungen, wie Haarausraufen und Sich-prügeln-lassen, aufgedeckt: Tino will sich im Gegensatz zur Mutter beweisen, dass er mehr als andere zu erleiden vermag, trotzdem er eine Bleichmaus ist — und will sich gewöhnen, beim Schmerzerdulden nicht zu schreien, um nicht schreien zu müssen, wenn ihn der Vater prügelt, damit dieser eher zu prügeln aufhöre.)

«Wir wollen bei deinem Kindheitserlebnis noch etwas verweilen. Was machtest du damals, als du Schläge erhalten hattest?»

«Da ging ich voller Zorn hinaus. Ich dachte, ich muss etwas tun. Aber ich hatte Angst, ich bekomme noch einmal Schläge. Etwa ins Tischtuch scheren! Oder eine Scheibe einschlagen! Da kam eine von Käsers Katzen durch den Garten. Der schlug ich voll Zorn einen Stein nach. Doch ich traf sie nicht. Ich schrie vor Wut!»

«Die Katze hatte dir doch nichts zuleide getan, warum warst du auf sie zornig?»

«Ich weiss nicht — ich hatte nur noch sie im Sinn. Ich lief ihr nach, traf sie aber nicht mehr. Und dachte, die erwische ich schon noch —. Ah ja, eine Katze hatte mir auch mein Tuchkaninchen zerrissen, dass man es nicht mehr zunähen konnte. Wir haben es dann hinter dem Hause begraben.»

«Hast du dann die Katze noch erwischt?»

«Ich weiss es nicht. Von da an schlug ich auf jede Katze Steine, ich hasste sie.»

«War das mit dem Tuchkaninchen früher oder später geschehen?»

«Ich besinne mich nicht mehr genau, es war etwa um die gleiche Zeit. Und lebendige Kaninchen hat mir Käsers Maudi auch einmal erwischt. Zwei von fünfen hatte er mir schon getötet, als ich hinzu kam. Dem zündete ich aber heim: ich gab ihm einen Fusstritt, dass er sich überkegelte und nachher verrebeln musste.»

«Ertappte dich nie jemand, wenn du eine Katze plagtest?»

«O doch! Frau Käser, Herr Käser und etwa die Mutter. Käsers gaben mir Schläge, oder auch ihr Melker.»

«Und du?»

«Ich dachte: wartet, ich erwische bald wieder eine Katze, der zahle ich es doppelt zurück! Dann war es mir gleich, wenn sie schon stark schlugen. Der Katze geb ich dann noch stärker, dachte ich, und ich tat es dann auch. Auch Fräulein Kervin (die Lehrerin) gab mir einmal Schläge, als ihr die Mädchen ‚rätschten', ich hätte eine Katze geplagt. Nachher habe ich eben die Broccardkatze mit dem Stein getötet; denn ich war sehr zornig, und erst dann wurde es mir wohler.»

«Was für andere Tiere hast du denn noch gequält?»

«Etwa Hunde oder Ziegen und Schafe. Wenn ich angebellt wurde, oder wenn sie mir nicht gehorchen wollten. Dann dachte ich, denen treibst du's ein. Und Mücken. Die lasse ich zuerst sich vollsaufen auf dem Handrücken oder an der Wade. Und wenn ich merke, sie wollen abfahren, dann schlage ich sie tot.»

Das gesammelte Material wurde einzeln und dann im Zusammenhang mit Tino besprochen.

Die Katze bedeutet den V a t e r. Er selber vergleicht sich mit der M a u s, mit dem K a n i n c h e n.

Tino schwankt hin und her zwischen Vater-Ablehnung und Vater-Identifikation. Alle seine Phantasien zeigen den Hass gegen seinen Vater; aber auch die Angleichung an ihn. Gleichsam als Korrelat dazu finden sich sadistische und masochistische Triebäusserungen. F r e u d sagt, dass Masochismus nie vereinzelt in einem Menschen auftrete, immer hat er eine sadistische Komponente. Der Fall Tinos belegt die Richtigkeit der Behauptung aufs neue. Das ganze Seelenleben des Knaben polarisiert in Sadismus und Masochismus, negativer und positiver Einstellung zum Vater. Diesem gilt die Katzenquälerei.

Die K a t z e hat Schnauzhaare, die an den Schnurrbart des Vaters erinnern. Der Knabe meint im Traum (der wie eine Perseveration immer wieder geträumt wird), er werde von der Katze (gleich Vater) gefressen. Der Vater hat ein Kaninchen getötet; die Katze hat kleine Kätzchen und junge Kaninchen getötet; sie hat auch des Knaben Tuchkaninchen zerrissen. Der Vater hat eine Katze erwürgt, Tino möchte die Katzen der Tante ebenfalls «am liebsten» erwürgen. Er liebt es, Katzen an den Schnauzhaaren zu reissen, gleich: den Vater möchte er quälen. Er hasst die Katzen am meisten, wenn sie vor einem Mausloch sitzen, das heisst, wenn sie Tino (gleich das Mäuslein) verfolgt. Den Hass, der dem Vater gilt, aber am Vater nicht ausgewirkt werden darf, überträgt Tino auf die Katzen. Darum verfolgt er sie. Seinen Sadismus lässt er auch andere Tiere fühlen; bezeichnend für das Nebeneinander der beiden Triebe Sadismus und Masochismus ist die Art, wie er mit den Mücken umgeht: zuerst lässt er sich durch sie quälen, dann tötet er sie.

So macht er es auch in der Prügelszene mit den beiden Kameraden: zuerst lässt er sich durchhauen, wohl als Sühne für das an der Lehrerin begangene Unrecht. Dann aber drängt er die Kameraden in die Rolle, die er am Anfang der Szene spielte und prügelt die Knaben. Er stüpfte sie ans Schienbein, wie er einst in seiner Kindheit den Vater ans Schienbein gestüpft hatte. (Wiederholung einer infantilen Situation.)

Den Vater, der die Mutter schlug, und der dem jungen Tino einst seine Macht mit dem Lederriemen einbläute, bewertet das Unbewusste des Knaben als eine verderbenbringende Macht. So mächtig zu sein, musste sein Wunsch werden. Indem er die Katzen verfolgte, tat er, a l s o b er schon so mächtig sei. Er erfüllt sich einen unbewussten Wunsch mit der Katzenquälerei auf s y m b o l i s c h e Art. Damit befriedigt er nicht nur auf eine billige Weise sein Persönlichkeitsgefühl, er fröhnt auch einem Teil seiner ihm Lust bereitenden Triebe, seinem Sadismus (Erregung von Lust durch Quälen).

Wurde er für die Tierquälerei geprügelt, so trieb ihn die Strafe nur noch tiefer in das Uebel hinein, indem er sich vornahm, die nächstbeste Katze um so ärger zu quälen. In der Erfindung neuer Qualen ist er ein Virtuose. Es imponiert ihm, dass des Nachbars Karrer anerkennend seine Streiche belacht, und getreulich erfüllt er dessen «gute» Räte.

Dabei ist er die verfolgte Maus. Er ist das «Müsli», von dem die Mutter sang, dass es in einem Häuschen auf dem Berge wohne. (Mutterleibsphantasie.) Auch Frieda, die Schwester, ist das Mäuschen. Weil aber Tino den Vater (gleich Katze) spielen will, so verfolgt er die Schwester. Der Wechsel der Rollen Maus-Katze geht ohne weiteres vonstatten, je nachdem der Bursche die Situation ausnützen

kann und will. Das zeigt sich besonders auch in dem Auftritt mit der Lehrerin. Im Augenblick, da die Zürnende mit dem Stock auf ihn zuschreitet, empfindet er sie als Katze, sich selber als Maus. Rasch beisst er der Maus in seiner Hand den Kopf ab — hätte er deutlicher die Katze spielen können? Damit wird er Katze. Auch wenn er Schläge für sein Verhalten riskiert, weiss er doch, dass er mit dem Abbeissen des Mauskopfes etwas Aussergewöhnliches tut, und damit in den Augen der Klasse (wie in seinen eigenen Augen) der Starke, der Männliche, der «Vater», der Held ist. — Tino behandelt die Lehrerin als Muttersurrogat, darum verächtlich und frech. Denn er verachtet die Mutter, weil er mit ihr machen kann, was ihm beliebt, weil sie nicht wie der Vater ihn durch ihre Körperkraft und mit Gewalt beherrscht und weil er an ihr seine masochistische Triebkomponente nicht befriedigen kann wie beim Vater.

Das einfache Abreagieren ehemals unterdrückter Affekte — während unserer Besprechungen weinte Tino oft, er knirschte etwa mit den Zähnen, lachte, errötete, schimpfte, fluchte, stampfte, erblasste — genügte, um ihn von der Katzenquälerei zu befreien. Bald darauf fand er junge Kätzchen sogar «herzig».

Den Fussballklub, den er zur Befriedigung seines Persönlichkeitstriebes gegründet hatte, löste er auf und schenkte den Ball der Klasse.

Die viele Energie, die ihm seine neurotischen Liebhabereien von seiner Arbeitskraft entzogen hatten (auch seine abweisende Einstellung zu der Autorität «Schule»), wurde frei und zu nützlicher Arbeit verwendbar. Sie brachte ihm Anerkennung und Ruhm in der Schule und im Elternhaus ein. Das bereitete ihm reale Lust und war eine Kom-

pensation für die durch die Analyse fallen gelassene unreale Lust.

Er erkannte das Falsche, das Regressive an seinem Lebensplan, die Bewusstmachung wurde zugleich Korrektur.

Mit den Eltern Tinos nahm ich Rücksprache. Sie sind Menschen, mit denen sich reden lässt. Der Vater versprach mir, den Sohn nicht mehr zu schlagen, weil er begriff, dass er ihn so in ein perverses Empfinden hinein trieb. Die Mutter will Tino nicht mehr mit dem Vater drohen und diesem nichts verheimlichen.

Durch Herrn Vetsch erfuhr ich, dass Tino bis zum vierten Lebensjahr im Zimmer der Eltern geschlafen hatte. Ich vermute, dass das Knäblein damals die Eltern beobachtet habe: ein weiterer Hintergrund für die Quälsucht gegen Katzen und für die masochistische Phantasie auf den Vater. Darüber eine Untersuchung anzustellen, hütete ich mich jedoch (aus begreiflichen Gründen). Es war aber auch keine nötig. Denn Tinos Wesen hatte sich in kurzer Zeit günstig verändert. Er gewann zu seinen Angehörigen sowohl als auch zu seinen Lehrern ein ganz neues Verhältnis — sein «Wissen» stimmte bald mit seinem «Können» überein.

III.

Tino hat mir einst mitgeteilt, er wolle Metzger werden. Ich verstand seinen Wunsch, denn damals war er noch nicht über seine Sucht, Tiere zu quälen, hinaus. Tiere töten zu können, das schien ihm gleichbedeutend, wie sie quälen zu können, das Töten war ihm Inbegriff der Qual. (Wunsch, Katzen zu töten, das Töten der Mücken.)

Es ist nun nicht uninteressant zu vernehmen, dass er nach Schulaustritt Karrer wurde. Das letzte Mal, als ich ihn sah, sass er stolz auf dem Bock.

Er hielt an und sprang hinunter, um mich zu grüssen.

Als ich ihn an seinen einstigen Wunsch, den Beruf eines Metzgers zu erlernen, erinnerte, zuckte er leicht die Achseln.

«Nun, ich habe jetzt ja auch mit Tieren zu tun», sagte er und klopfte seinem Vonderhandpferd freundschaftlich den Hals.

Schlusswort.

Die psychanalytischen Einsichten trieben mich in meiner Erzieherpraxis nach und nach in eine Wandlung hinein. Die zahlreichen Erziehungskniffe der alten Pädagogik musste und muss ich Stück für Stück fahren lassen.

Eine natürliche intuitive Gabe zur Erfassung fremden Charakters, das Studium aller wichtigeren einschlägigen Schriften, so wie die eigene Analyse weckten in mir ein starkes V e r a n t w o r t l i c h k e i t s g e f ü h l. Dieses zwingt mich einesteils, die neue Wissenschaft den Kindern gegenüber anzuwenden, und andernteils zu äusserst vorsichtigem und gewissenhaftem Vorgehen. Wo ich sehe, dass ich helfen k a n n , fühle ich mich moralisch zur Hilfe v e r p f l i c h t e t.

Beim Beginn meiner praktischen Arbeiten litt ich an der «psychanalytischen Kinderkrankheit», indem ich alle Erscheinungen des unbewussten Seelenlebens schnell und nach einem gewissen Schema oder Dogma auszudeuten die Tendenz hatte. Doch recht bald sah ich die Mannigfaltigkeit der nichtbewussten Absichten und Gründe zu den äusserlichen Symptomen ein und wurde auch hierin vorsichtig.

Ich habe versucht, die Forschungsmethode auf eine einheitliche Grundanschauung zu reduzieren. Doch, es hat

noch niemand die erlösende Formel gefunden, in die man alles psychische Geschehen einschliessen kann. Die Minderwertigkeitstheorie Adlers zeigt sich in bestimmten Fällen als ebenso unzulänglich wie die Sexualtheorie Freuds. Schliesslich handelt es sich dabei um eine mehr philosophische Frage, die für den Erzieher weniger in Betracht kommt als die Befähigung, durch die Technik der Psychanalyse zu helfen, zu lösen.

Die wenigen Fälle, die ich schildere, umfassen bei weitem nicht das ganze Arbeitsgebiet.

Wie ich durch das Studium und die Ausübung der Tiefenpsychologie neben neuen pädagogischen auch zu neuen ethischen und religiösen Einsichten und Anschauungen gekommen bin, das deutete ich im Buche bereits an.